

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Ar. 5, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. März 1887.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIV. Jahrg.



Henrik Ibsen

Die Falzgräfin.

Roman von Paul von Szczeponiński.

(Schluß.)

Es war mir lieb, daß Irma die Rede auf Tasczewski brachte. So gab sie mir selbst den Faden in die Hand, und ich erzählte, daß Tasczewski gestern noch während der Vorstellung das Theater hatte verlassen müssen, und aus welcher Veranlassung er heute Morgen zu mir gekommen war. Irma hörte aufmerksam zu und unterbrach mich mit keinem Worte. Aber sie hatte bald begriffen, daß es sich hier nicht um eine vorübergehende Verstimmung, sondern um eine sehr ernste Sache handelte. Sie war ganz blaß geworden, und ihre Finger zerkwipen mit nervöser Hast die Rosen aus einem Bouquet, das vor ihr auf dem Tische lag. Erst als ich zum Schlusse gelangte und ihr mittheilte, daß Tasczewski verlange, sie solle ihre kaum begonnene Laufbahn wieder aufgeben, kam plötzlich Farbe in ihre Wangen, in ihren Augen bligte es auf, sie erhob sich mit einer jähen Bewegung und schritt heftig im Zimmer auf und nieder.

„Ah,“ sagte sie, „das kann er nicht verlangen! Geh! das, Herr von Kozirowski, sagen Sie, würde das gehen? Ich sollte wieder in die Druckerei und Bogen falzen oder wohl gar in einen Dienst gehen und Pfennig auf Pfennig legen, bis wir ein paar Hundert zusammen haben, uns heirathen zu können? Und darüber alt und grau werden und sich hinaussehen aus dem Elend und keinen anderen Gedanken haben, als den: „O, welches Unglück, daß ihr so arm geboren seid!“ O nein, Herr von Kozirowski, o nein, Sie können mir nicht sagen, daß es meine Pflicht sei, hierin seinen Willen zu thun! Was thue ich jetzt, daß er mich so nicht heirathen will? Ich arbeite, um Geld zu verdienen, und ich werde viel Geld verdienen. Das ist ein Glück, Herr von Kozirowski, denn es ist ein Elend, jeden Pfennig sechsmal umdrehen zu müssen. Werde ich nicht arbeiten müssen, wenn ich das Theater aufgebe, und wir endlich so weit gekommen sind, uns zu heirathen? Arbeiten die Frauen nicht alle in unserem Stande? Und geht den meisten nicht über ihre Kräfte, was ihnen zugemuthet wird?“

„Nicht, daß Sie Geld verdienen, verlegt Tasczewski,“ warf ich ein, „sondern es bedrückt ihn, daß Sie fortan eine andere gesellschaftliche Stufe einnehmen werden, als er selbst.“

Irma blieb vor mir stehen und warf den Kopf zurück. „Ist es nicht lächerlich, das zu sagen, Herr von Kozirowski? Bin ich nicht dieselbe geblieben, die ich immer war? Habe ich vielleicht gelernt, richtig deutsch zu sprechen, oder gar französisch? Und die Leute, die mir heute Bouquets gebracht haben, — ein Graf ist auch dabei, — sie schob mir ein halbes Duzend Visitenkarten auf den Tisch, unter denen die des Grafen Verbenyi oben auf lag. — „Sind die vielleicht gekommen, weil sie mich plötzlich für ihresgleichen halten? Die Felicie hat gemeint, ich müßte sie hereinlassen; sie würden Logenplätze kaufen und Bouquets werfen und sich die Handschuhe aus einander klatschen. Das wäre etwas Rechtes, wenn der erste Beste zu mir kommen könnte, weil ich ihm Abends im Theater etwas vorgesungen habe.“

Mir kam unwillkürlich der Gedanke, daß die Kammerjungfer Felicie eigentlich viel mehr Talent zur Primadonna habe, als ihre Herrin. Vielleicht war sie es auch wirklich einmal gewesen, denn von der Primadonna zur Kammerjungfer ist der Schritt oft nicht weiter, als von der Kammerjungfer zur Primadonna. Ich kenne Manche, die den Weg abwärts noch weiter zurückgelegt hat.

„Überlegen Sie es sich, Irma,“ sagte ich, — ich wußte recht gut, daß es für sie nicht viel zu überlegen geben konnte, aber ich wollte für Tasczewski Zeit gewinnen. — „überlegen Sie es sich. Tasczewski will morgen früh zu mir kommen und sich Bescheid holen; aber ich werde ihm schon klar machen, daß Sie sich nicht im Handumdrehen entscheiden können. Sie haben jetzt die glänzendste Seite des Theaterlebens kennen gelernt, und das Glück hat Sie in seltener Weise begünstigt; — ich will Ihnen wahrhaftig nichts Böses wünschen, aber es ist doch möglich, daß die Fortsetzung diesem glänzenden Anfange nicht entspricht. Und an kleinlichen Widerwärtigkeiten, an Reibungen, Intrigen und Aerger wird es Ihnen sicher nicht fehlen; Sie werden vielleicht genug davon haben, um allen Glanz und alle Ehre damit zu theuer bezahlen zu finden, — auch das müssen Sie bedenken, Irma. Lassen Sie sich Zeit, das Alles in Betracht zu ziehen.“

Sie ging einige Male stumm im Zimmer auf und nieder, dann blieb sie vor mir stehen.

„Das Überlegen könnte hier nichts nützen, Herr von Kozirowski,“ sagte sie, indem sie mir offen und frei in's Gesicht sah. „Warum hat Tasczewski es zugegeben, daß ich zur Bühne ging? Wenn er mich unter seinen Willen zwingen wollte, mußte er früher damit beginnen. Es würde nicht zu seinem Glücke

führen, wenn ich jetzt thäte, was er verlangt. Ich bilde mir nicht ein, eine große Künstlerin zu sein; ich mache es, und es gefällt den Leuten, — da ist wahrlich kein Kunststück dabei. Vielleicht kommt es auch, wie Sie sagen, daß es den Leuten eines Tages nicht mehr gefällt, — ich werde mich darein zu finden wissen. Aber was würde geschehen, wenn ich jetzt thäte, was Tasczewski verlangt? Ich würde den gestrigen Abend nicht vergessen können und würde mir einbilden, ihm ein großes Opfer gebracht zu haben, und bei jeder Entbehrung, bei jeder Arbeit würde es mir in den Ohren klingen: „Er hat Dich dazu gezwungen!“ Wir würden nicht glücklich werden, und Tasczewski am wenigsten, denn ich kenne meine Natur, ich würde es ihn fühlen lassen, was ich ihm feinetwillen aufgegeben habe, und er würde nicht Raum genug sein, mich zu bändigen. Wozu soll es nützen, ihn hinzuhalten? Ich werde doch niemals anders sagen können, als: „Ich kann nicht!“

„Es wird sehr schwer für ihn sein, Sie aufgeben zu müssen, Irma,“ sagte ich leise.

„Muß er das?“ erwiderte sie heftig. „Es wird an ihm liegen, nicht an mir. Ich habe es Ihnen vorher gesagt, Herr von Kozirowski, ich würde mich niemals ändern. Und die Sache ist wahrlich nicht so schlimm, wie Sie glauben. Er wird es einsehen, daß er im Unrecht ist, er wird vernünftig sein. Ah, ich werde selbst zu ihm gehen, wenn er den Weg zu mir vergessen hat; ich werde ihm den Kopf zurecht setzen.“

Felicie erschien in der Thür: „Es ist Zeit für Madame zum Theater.“ Sie sah dabei mit gekrümmten Augen zu mir herüber, — natürlich hatte sie hinter der Thür gelauscht und kein Wort von unserer Unterredung verloren.

„Da sehen Sie, Herr von Kozirowski,“ sagte Irma, „es ist ehrliche Arbeit, womit ich mein Geld verdiene. Ich bin den ganzen Tag nicht zur Ruhe gekommen; Tasczewski braucht sich meiner nicht zu schämen.“ Sie lachte harmlos dazwischen. „Madame“ nennt mich diese sonderbare Person, — ich habe es sie wahrhaftig nicht geheißt, so zu mir zu sagen; Sie können es mir glauben, Herr von Kozirowski.“

Ich begleitete sie die paar Schritte bis an das Theater; Felicie folgte uns in der Anstands-Distance. Irma erzählte mir, die Kammerfrau habe es eigentlich für nothwendig erachtet, einen Wagen zu nehmen; aber sie werde sich hüten, sich das Geld aus der Tasche fehlen zu lassen. Alles, was sie sagte, klang so natürlich, daß es mir von Herzen kam, als ich mich freundschaftlich von ihr verabschiedete. Ich überredete mich dann selbst, es könne Alles noch zu einem guten Ende kommen, wenn Tasczewski sich in Irma's Willen füge, wenn er sich damit begnüge, ihr Mann zu sein. Ich nahm mir vor, ihn am nächsten Morgen von seinen Grillen zu heilen, denn Irma's Standpunkt in dieser Sache schien mir plötzlich der richtige geworden zu sein. Es hatte mich bestochen, daß sie ganz offen erklärt hatte, sie werde in den engen Verhältnissen, die er ihr aus eigener Kraft bieten konnte, niemals den einen Abend des Glanzes vergessen können, und sie fühle nicht die Kraft in sich, ihm niemals merkbar werden zu lassen, daß sie ihm ein Opfer gebracht habe. Sie war wahr gegen mich gewesen, — das hatte mich auf ihre Seite gezogen. Ich redete mir ein, daß Tasczewski dazu geschaffen sei, sein ganzes Leben bevormundet zu werden, und daß er sich in seine Stellung hineinfinden, Irma die ihrige niemals mißbrauchen würde.

Mit der letzteren Ansicht würde ich vielleicht Recht behalten haben, wenn die Verhältnisse es zugelassen hätten, sie zu erproben. Aber ich kam nicht dazu, die schöne Rede, welche ich mir in Gedanken ausgearbeitet hatte, zu halten. Ich erwartete Tasczewski vergebens am nächsten Morgen, — er kam nicht. Statt seiner brachte die Post einen noch von dem vorhergehenden Tage datirten Brief, in dem er mir sagte, er sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß Irma sich seinem Willen nicht fügen werde; ich möge ihm nicht böse darüber sein, daß er die Bitte an mich gerichtet, die aussichtslose Aufgabe, mit ihr darüber zu reden, auf mich zu nehmen. Seine Schuld sei es, die Verhältnisse nicht früher übersehen und nicht früher auf mich gehört zu haben; Irma könne er keinen Vorwurf machen. Er bitte mich, ihr zu sagen, daß er sie frei gebe. Ihm selbst sei es nicht möglich, sich in ihrer Nähe zu wissen, und er verlasse daher Berlin. Er fügte noch hinzu, ich möge es ihm nicht als Undankbarkeit auslegen, wenn er ohne Abschied gehe; er wisse wohl, daß ich andere Gedanken im Kopfe habe, und es sei nicht recht von ihm gewesen, mich mit seinen eigenen Angelegenheiten so viel in Anspruch zu nehmen.

Ich war wirklich böse auf ihn, daß er so die Flucht ergriff. Aber noch größer war meine Besorgniß um ihn, er könne sich in der Verzweiflung ein Leides anthun, denn aus dem Tone seines Briefes konnte ich wohl entnehmen, daß er von der Zukunft nichts mehr erwartete; und auch sein Gesicht stand vor mir, wie ich ihn zuletzt gesehen hatte, mit den fieberheiß glänzenden

Augen, den blutleeren Lippen und den rothen Flecken auf den Wangen.

Ich warf mich in eine Droschke und fuhr nach seiner Wohnung. Vielleicht, dachte ich, triffst du ihn noch an und kannst ihn von seinem Entschlusse abhalten, oder doch wenigstens etwas Näheres über ihn erfahren. Aber er war nicht mehr dort, und seine Wirthin wußte wenig genug. Er sei gestern Nachmittag nach Hause gekommen, habe seine Sachen gepackt, seine Rechnung beglichen und gesagt, er habe außerhalb eine Stellung gefunden. Er hatte keine Andeutung gemacht, wohin er zu gehen gedenke, — aber es beruhigte mich doch ein wenig, daß er Alles, was ihm gehörte, mit sich genommen hatte. Auch bei dem Factor der Druckerei konnte ich weiter nichts erfahren, als daß er sich verabschiedet hatte, mit der Motivirung, er habe anderswo Arbeit gefunden.

Dann begab ich mich zu Irma. Sie hatte feste Nerven, das wußte ich, und es war nicht nöthig, sie lange vorzubereiten. Auch sah sie mir meine Aufregung an, als sie mich zu Gesichte bekam, und sie wußte sofort, daß etwas Besonderes geschehen sei. Ich reichte ihr den Brief. Sie wurde immer bleicher, je weiter sie las, aber äußerlich blieb sie ruhig.

„Also er ist fort,“ sagte sie, „er ist wirklich fort. Es ist nicht recht von ihm, daß er ging, aber ich will nicht böse auf ihn sein. Es wird Jeder von uns allein seinen Weg zu machen haben; wir werden ja sehen, ob ihm nicht die Neue kommt. Meine Schuld ist es nicht, Herr von Kozirowski, daß es so gekommen ist; an mir liegt es nicht. Ich würde nie den Messerstich vergessen haben, den er um meinwillen bekommen hat, — Sie wissen, damals in der Hasenheide, — und er hätte über nichts zu klagen brauchen, wenn er hier geblieben wäre.“

Sie verteidigte sich zu lebhaft, als daß ich nicht hätte merken müssen, wie sie sich doch nicht ganz von Vorwurf frei wußte. Dann warf sie den Brief auf den Tisch und ging im Zimmer auf und nieder. Sie war noch immer ganz bleich, und von Zeit zu Zeit stieß sie hervor: „Welche Thorheit!... Komte er nicht warten, bis ich ihm den Kopf zurechtsetzte?... O, ich hätte ihn wahrlich für klüger gehalten!“

Trotzdem sie mehr Unwillen als Schmerz äußerte, fühlte ich doch, daß ihr sein Verlust nahe ging; aber sie war keine Natur, der die Thränen immer in Bereitschaft stehen, und am allerwenigsten in der Gegenwart eines Anderen. Ich äußerte meine Besorgniß, daß Tasczewski sich in der Verzweiflung ein Leid anthun könne, obwohl ich wisse, daß er ein guter Christ sei. Da blieb Irma vor mir stehen, und einen Augenblick sah sie mich unsicher und beunruhigt an. Aber nur einen Augenblick, dann lachte sie kurz und herbe auf.

„Warum sollte er sich ein Leid anthun, Herr von Kozirowski? Aus Liebe zu mir? Wenn er mich liebte, wäre er nicht fortgegangen, wahrhaftig nicht! Es wird kommen, wie ich Ihnen jetzt sage: er wird sich ein paar Monate grämen, dann wird er eine Andere finden, die ihn tröstet, und er wird glücklich sein und nicht mehr an mich zurückdenken. So wird es kommen, sage ich; die Männer taugen nichts; nicht Einer ist es werth, daß man auch nur einen Finger um ihn rührt, — verlassen Sie sich darauf, Herr von Kozirowski.“

Sie hatte gewiß nicht im Sinne gehabt, mich in dieses Anathema mit einzuschließen, und es fiel mir auch nicht ein, ihr die Herabsetzung meines Geschlechtes übel zu nehmen. Viel eher wäre ich versucht gewesen, sie auszulachen, wenn nicht ein so ernstes Ereigniß im Hintergrunde gestanden hätte. Sie selbst bewies mir, daß sie es trotz der Erregung des Augenblickes nicht einmal in Bezug auf Tasczewski ernst genommen haben wollte.

„Er wird Ihnen wohl schreiben, denke ich,“ sagte sie, als ich mich wenige Minuten später von ihr verabschiedete, „er wird so schlecht nicht sein, Sie ohne Nachricht zu lassen. Dann antworten Sie ihm nur, daß ich ihm nichts nachtrage, rein gar nichts, Herr von Kozirowski, und wenn er vernünftig sein will, soll er mir wiederkommen.“

Ich versprach ihr das, trotzdem ich anfangs nur geringe Hoffnung hatte, bald von ihm zu hören. Aber auch hier wieder bemühte ich mich bald, Irma's Auffassung zu der meinigen zu machen. Die Angst um Tasczewski paßte nicht in meine Stimmung, sie paßte nicht zu den Hoffnungen, mit denen ich mich trug; wo ich nichts als blauen Himmel um mich zu sehen meinte, wenn ich an Fräulein Anna dachte, war es mir unangenehm, durch diese Wolke gestört zu werden. Ich redete mir ein, Tasczewski sei wirklich nur in einer Art kindlichen Trostes davongegangen, und er werde bald wieder zur Besinnung kommen. Vorläufig hätte ich auch nichts mehr in der Sache thun können, denn ich wußte nicht, wo er seine Schritte hingelenkt hatte. Da in den nächsten Tagen kein Brief von Tasczewski kam, gewöhnte ich mich, zu denken: „Du hast ihn zufällig im Leben wiedergefunden, vielleicht führt ihn der Zufall dir wieder vor die Augen.“

Neuntes Kapitel.

Wenn ich Tasczewski nicht ganz vergaß, war es nicht einmal mein eigenes Verdienst. Denn ich wurde an ihn durch Fräulein Anna erinnert, die wohl, wenn sie Irma's Namen in der Zeitung gelesen hatte, sagte: „Mit welchen Gefühlen mag sie auf der Bühne stehen und die Ovationen des Publicums über sich ergehen lassen.“ Oder sie fragte mich auch, wenn ich kam, sie zu unseren gemeinschaftlichen Rundreisen abzuholen, ob ich zu Hause keinen Brief von Tasczewski vorgefunden habe. Indessen war es auch nicht einzig meine Schuld, wenn ich ihn beinahe ganz vergessen hätte, — ich will gerecht gegen mich sein, — Fräulein Anna muß mir dieselbe tragen helfen. Denn sie selbst war es ja, die alle meine Gedanken einnahm, daß ich die Minuten zählte, in denen ich sie nicht sah, und nach ihrem Anblick schmachtete, als ob mir in ihm erst das Leben aufgegangen sei.

Der Augenblick, in dem sie die Meine wurde, kam schneller fast, als ich selbst gehofft hatte, und ein Zufall, ein Mißverständnis führte ihn herbei.

Herr Schulze ließ sich in einem Fabrik-Etablissement einen neuconstruirten Dampfflug vorführen, und Fräulein Anna besuchte in meiner Begleitung die National-Gallerie. Sie lehnte sich auf meinen Arm, denn es waren eine Menge Leute in der Gallerie, die fortwährend an uns drängten und stießen, sodaß wir kaum zu einem ruhigen Worte gekommen wären, wenn wir es ihnen auf diese Weise nicht wenigstens unmöglich gemacht hätten, sich gar zwischen uns zu schieben. So kamen wir auf unserem Rundgange in eines der kleinen Cabinets, die sich dem Eingange gegenüber halbkreisförmig an einander schließen, und darin waren wir ganz allein. In einer Ecke stand ein Gerüst mit der Staffelei eines Malers, der ein paar rosenroth angehauchte Nymphen copirte; aber der Künstler war nicht anwesend, er hatte wohl Mittagspause gemacht. Anna behauptet noch heute, wo sie ja keinen Grund mehr hat, mich darüber im Unklaren zu lassen, sie habe ihn anwesend geglaubt, sonst würde sie sich nicht so vertrauensselig auf meinen Arm gelehnt haben. Nun, ich hatte sofort gesehen, daß wir allein waren, und mein Herz klopfte, und vor meinen Augen stimmerte es, daß ich von all den schönen Bildern nichts sah, als ein Gewirr von blispenden Goldrahmen, die durcheinander zu wirbeln schienen, und dazwischen als das Einzige, das ich ruhig im Auge behalten konnte, Anna's liebes, süßes Gesichtchen. Wir standen vor der bildergeschmückten Wand, und Fräulein Anna sagte dies und das über die Bilder, wie ihr diese hier gefielen oder sie an jenen nichts finden könne. So trat sie plötzlich näher an eines der Gemälde und rief in hellem Entzücken: „Sehen Sie nur, Herr von Rozierowski, ist das nicht reizend? Glaubt man nicht, daß das wirklich und nicht gemalt sei?“

Sie zeigte auf ein Stillleben von Preyer, mit Früchten und Blumen und einem Weinglas, auf dem eine Fliege sitzt, als ob sie lebendig wäre. Aber ein so kleines Object konnten meine Augen, vor denen Alles tanzte, nicht festhalten, und so glaubte ich denn, sie meine den goldbrocatenen Krönungsmantel auf einem alttestamentarischen Historienbilde, den mir einmal ein Kenner als ein Meisterstück moderner Malerei gerühmt hatte, und der jetzt, trotzdem er kaum dreißig Jahre alt ist, schon so viel Risse und Sprünge zeigt, daß unsere Nachkommen an diesem Kunstwerke unserer Zeit wohl nicht viel Freude mehr haben werden. Das safran-gelbe Ding stach mir in die Augen; ich erinnerte mich des Vortrages, den mir besagter Kenner einmal darüber gehalten hatte, und da ich auf Fräulein Anna's directe Interpellation doch etwas erwidern mußte, nahm ich mich zusammen und antwortete mit einer feinen Protector-Miene: „Sie sind wahrhaftig eine Kennerin, Fräulein Anna, denn dieser Krönungsmantel ist ein Meisterwerk ersten Ranges.“

Sie sah mich ganz erstaunt an, und dann lachte sie. „Glauben Sie wirklich, daß ich mich für das steife Ding da begeistern könnte? Und er sieht ja aus, als ob der König ihn in einem Trödlerladen gekauft hätte! Hier, diese Fliege meine ich, diese reizende kleine Fliege. Wo haben Sie nur Ihre Gedanken, Herr von Rozierowski? Ich habe doch noch mit dem Finger darauf hingedeutet.“

Nun, dachte ich, wenn sie dich fragt, wo du deine Gedanken hast, dann wirfst du es ihr sagen; und wenn du darüber in die Erde sinken müßtest, das würde daran nichts mehr ändern können.

„Fräulein Anna,“ sagte ich leise und zog ihren Arm ein wenig fester an mich, „ich sehe von all den Bildern gar nichts, und wenn es lauter Rasfels wären, so würde ich doch kein Auge für sie haben. Alle Schönheit der Welt sehe ich nur in Ihnen, alles Glück sind Sie mir, — ich liebe Sie, Fräulein Anna.“

Ich hatte das Letzte ganz nahe ihrem Ohr geflüstert, und als sie bleich wurde, daß ich glaubte, sie werde in Ohnmacht fallen, nahm ich sie an meine Brust und küßte sie, ohne sie zu fragen, ob ihr das recht war.

Die Thränen standen ihr in den Augen, und dazu lachte sie und schlang ihre Arme um meinen Hals, und ihre Lippen flüsterten nur ein Wort: „Jozif!“ Ich hatte mich nicht mehr so nennen gehört, seitdem mein Vater zum letzten Male meinen Namen gerufen; es war auch zugleich sein letztes Wort gewesen.

In dem kleinen Cabinet unter dem Fenster stand eine Bank. Dort setzten wir uns nieder, und meine Braut lehnte den Kopf an meine Schulter. Was wir gesprochen haben, wie kann ich das heute noch wissen, und wenn ich es wüßte, würde ich es wahrlich nicht aller Welt erzählen. Ab und zu kam einer der Besucher herein, und wir Beide saßen dann ehrbar, als ob wir hier aus Ermüdung Platz genommen hätten. Auch der Maler, welcher die rosenrothen Nymphen copirte, erschien, und wir schickten uns schon an, unseren Platz zu räumen. Aber er war ein alter Herr, der uns beim Eintreten nicht einmal eines Blickes würdigte und dann vollständig hinter seiner großen Staffelei verschwand. So blieben wir sitzen, bis der Saaldienner an uns herantrat mit der Bemerkung, daß die Gallerie jetzt geschlossen würde, — wir hatten das Läuten vollständig überhört.

Um drei Uhr war Table d'hôte im Hotel Petersburg, und Herr Schulze hatte uns noch ermahnt, uns ja nicht zu verspäten. Nun war es jetzt schon an dieser Zeit, und wir hatten noch einen Weg von zehn Minuten zurückzulegen! Anna fürchtete, der Papa könne böse werden, denn er hielt auf Pünktlichkeit. Nun, um die Verspätung war mir nicht bange; wenn er mir sonst nichts übel nahm, konnte ich wohl guten Muthes sein. Aber das Herz klopfte mir doch, wenn ich an die bevorstehende Unterredung dachte, trotzdem ich mich auf dieselbe vorbereitet hatte. Daß es meine Pflicht sei, eine solche Unterredung herbeizuführen, sobald wir in das Hotel kamen, erschien mir selbstverständlich; denn wie hätte ich neben dem Vater sitzen und mit der Tochter fremd thun können nach der vergangenen Stunde?

Meine Braut ging in ihr Zimmer, während ich in den Salon trat, in dem Herr Schulze schon ungeduldig auf und abschnitt. „Ist das Pünktlichkeit, Herr von Rozierowski?“ rief er mir entgegen, seine Uhr ziehend. „Eine kalte Suppe ist überhaupt keine Suppe mehr; so viel culinairisches Verständniß hätte ich doch bei Ihnen vorausgesetzt.“

Was sollte ich lange hin- und herreden? Er ist ein vernünftiger Mann, dachte ich, und daß er dir wohl will, hat er dir ja auch kundgegeben; das Beste wird sein, du fällst mit der Thür in's Haus.

„Die Zeit, die Sie uns gegeben hatten, Herr Schulze, war nur für einen Besuch in der National-Gallerie berechnet,“ sagte ich. Wenn ich mir auch Mühe gab, recht sicher zu sprechen und ihm fest dabei in das Auge zu sehen, wollte mir das doch nicht recht gelingen. „Wenn es bei diesem Besuche geblieben wäre, würden wir auch pünktlich hier gewesen sein, aber ein unvorhergesehenes Ereigniß hat uns aufgehalten, — ich habe mich mit Ihrem Fräulein Tochter verlobt.“

„Alle Wetter, Herr von Rozierowski,“ lachte Herr Schulze gutmüthig, „es ist wirklich freundlich von Ihnen, daß Sie es wenigstens nicht unterlassen, mich von diesem unvorhergesehenen Zwischenfalle zu benachrichtigen! Lieber Freund, Sie thun ja gerade, als ob ich froh sein müßte, mein einziges Kind an den Mann zu bringen.“

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen,“ verbesserte ich; „ich wollte damit sagen, daß ich Ihrer Tochter meine Liebe gestanden habe, und daß Anna dieselbe erwidert. Ich hoffe, daß Sie uns Ihren Segen nicht vorenthalten werden.“

Herr Schulze sah wieder nach der Uhr. „Es ist selten, daß man solche Geständnisse vor Tische macht,“ sagte er. Ich merkte wohl, er hatte ein wenig feinen Spas mit mir, — das schien mir ein günstiges Zeichen zu sein.

„Wenn ich um die Hand Ihrer Tochter werbe,“ fuhr ich fort, „bedenke ich wohl, daß ich viel von Ihnen verlange, und daß ich nicht gleich viel dafür einsetzen kann. Ich kann Ihrer Tochter keine glänzende Zukunft bieten, und wenn sie selbst auch darüber hinwegsieht, bin ich Ihnen, als dem Vater, doch die Erklärung schuldig, daß ich weder ein Vermögen besitze, noch ein solches zu erwarten habe. Aber ich hoffe, daß Sie in meiner Liebe für Ihre Tochter die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft sehen werden, wenn dieselbe auch äußerlich bescheidener ausfällt, als Sie sie gewünscht haben mögen. Ich werde darauf rechnen können, jährlich zwei- bis dreitausend Thaler zu verdienen, und für die Führung eines bescheidenen Hausstandes dürfte das ausreichen.“

Ich zog einen Zettel hervor, auf dem ich die Einnahmen der letzten Monate übersichtlich verzeichnet, und den ich in Voraussicht dieser Stunde während der letzten Tage schon mit mir herumgetragen hatte, und überreichte ihn Herrn Schulze.

„Bitte, wenn Sie sich überzeugen wollen.“

Er überlas halblaut die aufgeführten Titel und die beigefügten Summen:

„Ein Abenteuer des Grafen Ruggiero — 300 Mark; Ripper und Wipper — 160 Mark; Gegen die heidnischen Preußen — 450 Mark; Ein Ball in Malmaison — 50 Mark... Der Tausend, Herr von Rozierowski, ich habe gar nicht geglaubt, daß Sie ein so berühmter Schriftsteller sind! Ich lese zwar eigentlich niemals etwas Belletristisches, aber mit Ihnen werde ich doch eine Ausnahme machen müssen. Nun, nehmen Sie mir's nicht übel,“ fuhr er fort, „es ist mir doch ganz lieb, daß meine Tochter nicht auf die Erträge Ihrer Feder angewiesen ist; ein unsicheres Brod bleibt es trotz alledem. Anna hat von ihrer Mutter ein Kapital auf Czernowice stehen, das nicht unbedeutend ist. Es freut mich, daß Sie davon nichts gewußt haben, Herr von Rozierowski; und jetzt, wo Sie es wissen, hoffe ich, daß Sie es mir nicht gleich nach der Hochzeit kündigen werden.“

Ich ergriff seine Hand und dankte ihm, denn daß er auf diese Weise seine Einwilligung gegeben, lag doch klar. Er wehrte meine Dankesworte ab.

„Wenn Sie mir nicht als Schwiegersohn willkommen gewesen wären,“ sagte er, und ein wenig Nührung zitterte jetzt doch durch seine Stimme, „würde ich meine Tochter wohl besser in Obacht genommen haben. Aber nachdem ich Sie kennen gelernt hatte, war es mir ein lieber Gedanke, Czernowice, aus dem ich etwas gemacht habe, mit meinem Tode nicht an einen Fremden fallen zu sehen, sondern an einen, der dort geboren, und dessen Geschlecht Jahrhunderte lang darauf sesshaft gewesen ist. Machen Sie mein einziges Kind glücklich, Herr von Rozierowski, — mein lieber Sohn!“

Er drückte einen Kuß auf meine Stirn, und dann schritt er schnell nach der Thür, seine Nührung zu erstickten, und klopfte an. „Anna, wo bleibst Du? Wir sind lange fertig und warten nur auf Dich.“

Meine Braut erschien, und es gab noch eine Schlussscene mit vielen Umarmungen und Küßen und auch vielen Thränen aus Anna's Augen. Dann gingen wir zu Tisch, aber nicht zur Table d'hôte, — dazu war es zu spät geworden, und die vielen fremden Gesichter würden uns auch genirt haben, — sondern wir speisten in einem Separat-Zimmer bei Hiller, und Herr Schulze bestellte Champagner mit einer gewissen feierlichen Miene; — er ist noch einer von den Alten, die Champagner für ein besonderes Getränk halten. „An Kaisers Geburtstag, bei Verlobungen, Hochzeiten und Taufen gehört er auf die Tafel,“ pflegt er zu sagen; „bei allen sonstigen Gelegenheiten ist er ein Luxus-Artikel, der nicht hoch genug besteuert werden könnte.“

Mir war es natürlich recht, daß mein Schwiegervater von einem langen Brautstande nichts wissen wollte, und wie die Verhältnisse über alles Erwarten glücklich lagen, — ich hatte in Herrn Schulze wohl einen gutstuirten Mann vermuthet, aber, man mag mir glauben oder nicht, ich hatte niemals daran gedacht, daß meine Braut eine sogenannte „brillante Partie“ sein könne, — wie die Verhältnisse, über die ich natürlich nicht böse war, einmal lagen, hatten wir ja auch gar keine Veranlassung, lange zu warten.

„In drei Monaten spätestens ist Hochzeit,“ hatte mein Schwiegervater gesagt, als am Verlobungstage unsere Champagner-Gläser zum ersten Male gegen einander klangen, und die drei Monate vergingen schnell genug. Zweimal war ich wochenlang in Czernowice, einmal kamen mein Schwiegervater und meine Braut nach Berlin, um die Aussteuer zu besorgen und eine Wohnung zu wählen. Denn wir hatten beschlossen, unseren ständigen Wohnsitz in Berlin zu nehmen, und mein Schwiegervater hatte dabei den Ausschlag gegeben: Ein Schriftsteller dürfe aus dem Centralpunkte des öffentlichen Lebens nicht heraus, war seine Meinung.

Von Tasczewski hörte ich nichts während der ganzen Zeit; Irma sah ich nur einmal auf eine kurze halbe Stunde, und nur selten führte mir der Zufall den berühmten Componisten Wiese-Warnsdorff in den Weg. Ganz entgegen konnte man ihm nicht, trotzdem ich wahrlich nicht freundlicher über ihn dachte, seitdem er mir zu meiner Verlobung mit den Worten gratulirt hatte: „Eine gute Partie! Die Reise nach Czernowice hat doch ihre Früchte getragen.“ Ich erwiderte ihm nichts darauf, — mochte er von mir denken, was er wollte.

Wir feierten eine kleine und stille Hochzeit in Czernowice. Von den Verwandten meiner Braut waren nur wenige erschienen, und die Familie meiner Mutter war durch einen Onkel von mir repräsentirt, der es bis zum Bezirks-Kommandeur gebracht hat und seiner Uniform wegen bei solchen feierlichen Anlässen immer mit der Repräsentation betraut wird. Er trat sehr würdevoll auf, behauptete, daß er niemals an meiner Zukunft gezweifelt habe, — wahrscheinlich war das der Grund, daß er sich niemals früher um mich gekümmert hatte, — und überreichte mit umachahmlicher Grandezza die silberne Zuderdose mit dem Familienwappen, welche die Verwandten meiner Mutter gemeinschaftlich gestiftet hatten. Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so in Unkosten zu stürzen!



Eröffnung der ersten internationalen Kochkunst-Ausstellung im Crystal-Palast zu Leipzig durch König Albert und Königin Carola von Sachsen, am 27. Januar. Nach einer Skizze von Emalte Thiel. — Siehe Seite 78.

Aber ganz Czernowice nahm Theil an unserer Ehrentage. Die jungen Mädchen bildeten Spalier und streuten Blumen, als wir zur Kirche schritten, und das kleine Gotteshaus war gedrängt voll, sodaß nicht ein Apfel zur Erde fallen konnte. Nachdem uns der Priester zusammengegeben hatte, segnete ein protestantischer Geistlicher in einem Saale des Schlosses noch einmal unseren Bund. Als eine Tante meiner Frau einmal mit dem Hinweis auf die Verschiedenheit unserer Confession bemerkt hatte, daß dieselbe leicht unser Glück gefährden könne, hatte Anna auf diese zweimalige Trauung verwiesen und dazu gesagt: „Der Segen Gottes wird doppelt auf uns ruhen.“ Selbst auf diese Tante blieb die sinnige Deutung nicht ohne Wirkung.

Gegen Abend hielt der Wagen vor dem Schlosse, mein Weib und mich nach der Bahnstation zu bringen. Aber an eine stille Abfahrt, wie sie sonst wohl üblich ist, war hier nicht zu denken. Die Knechte hatten sämtliche Ackerpferde meines Schwiegervaters gefesselt und gezäumt, — die meisten Gänse hatten nur eine Pferdebedeckung auf dem Rücken und einen Strick im Munde, — und darauf gaben sie uns das Geleite. Die Burtschen sahen prächtig aus in ihren langen, blauen Röden, Leinwandhosen und hohen Stiefeln, mit wehenden Seidenbändern an Schulter und Mütze, und schon auf der Dorfstraße begann die Hezjagd mit Peitschenknallen und Hurrahrufen, und es ist mir noch heute wie ein Wunder, daß nicht ein Unglück passirte, denn die ganzen Dorfleute waren auf den Beinen und stimmten in das Geschrei mit ein. Die Gänse werden noch lange an die tolle Tour zurückgedacht haben, und der Staub wirbelte um den Wagen auf, daß wir manchmal nicht hindurchsehen konnten; aber lustig war es doch, und als ich das Berdack hochschlagen wollte, meinte meine Frau gutmüthig: „Laß nur, Jozif, wir wollen ihnen die Freude nicht verderben.“ Ob mein Schwiegervater denselben Spaß an der Sache gehabt hat, als die Gänse abgetrieben in den Stall zurückkamen, ist mir freilich zweifelhaft geblieben.

Eine Hochzeitsreise haben wir nicht gemacht. Wir hat es immer ein peinliches Gefühl erregt, wenn ich solch ein neugebackenes Ehepaar in der Welt umherflankiren sah und die Leute an der Table d'hôte oder im Eisenbahn-Coupe die Köpfe zusammensteckten und zischelten und lächelnd nach den beiden Glücklichen hinüberschielten. Wenn wir reisen wollten, konnten wir es ja später thun, war meine Ansicht, und meine Frau war damit einverstanden.

Wir fühlten uns sehr behaglich in unserer hübschen Berliner Wohnung, und unsere Ausgänge beschränkten sich in den ersten Tagen fast nur auf stundenlange Promenaden durch den Thiergarten, dessen üppiges Laub sich schon herbstlich färbte. Bei einer solchen Gelegenheit sahen wir an den Anschlagtafeln, daß das „Abenteuer Johann Sobieski's“ nun schon über hundert Male gegeben worden war, und mit fetten Lettern verkündete der Zettel: „Gräfin Casimira: Fräulein Jadwiga Zamoysta“. Ich fragte, ob wir uns die Operette nicht noch einmal ansehen wollten, scherzhaft nur, denn es war mir wirklich lieber, mit meiner Frau zu Hause zu bleiben. Anna sah auch meinem Gesichte gleich an, daß es mir nicht ernsthaft darum zu thun war, und als wir Abends am Theatrischen saßen, waren wir froh, daß uns die hingeworfene Bemerkung nicht wirklich dazu veranlaßt hatte, unser gemüthliches Beisammensein zu stören. Dadurch kamen wir auf Tasczewski zu sprechen, zum ersten Male seit unserer Hochzeit, und als wir noch Beide bedauerten, daß er so aus seiner ruhigen Bahn herausgeworfen war, und ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß er mir nicht ein einziges Mal Nachricht gegeben hatte, klingelte es an unserer Corridor-Thür.

„Es wird der Briefträger sein,“ meinte meine Frau. Aber das Mädchen kam herein und theilte mir mit, eine barmherzige Schwester des katholischen Krankenhauses wünsche mich dringend zu sprechen. Ich beauftragte das Mädchen, sie in den Salon zu führen, und ging nur in mein Zimmer, um ein wenig Geld einzustechen; denn ich glaubte nicht anders, als daß sie mit einer Sammelliste komme, trotzdem die Stunde für einen solchen Besuch nicht gerade gut gewählt gewesen wäre. Aber ich empfing die Schwester mit der Höflichkeit, die man ihrem aufopfernden Berufe zu allen Zeiten schuldig ist, und fragte nach ihrem Begehre.

„Sie müssen die späte Stunde entschuldigen, Herr von Kozierowski,“ sagte sie. „Ich glaubte Sie noch in Ihrer früheren Wohnung; man wies mich von dort hierher. Ich würde meinen Auftrag auf morgen verschoben haben, wenn es nicht vielleicht dann zu spät wäre. Ein Kranker unseres Hauses verlangt dringend, Sie zu sehen.“

Ich war verwundert, denn ich wußte auf der Welt keinen Kranken, den es nach mir verlangen könne; ich sprach das aus und setzte die Vermuthung hinzu, es werde sich um eine Namensverwechslung handeln.

„Der Mann heißt Tasczewski,“ sagte die Schwester einfach, und es war, als ob mich ein Blitzstrahl getroffen hätte.

„Tasczewski hier?“ rief ich. „Und krank? Sie sagen, es wäre morgen vielleicht zu spät, — also steht es schlimm mit ihm?“

„Er wurde vor vierzehn Tagen zu uns gebracht,“ erzählte die Schwester. „Man hatte ihn vor dem Portal eines Theaters gefunden, ein Blutsturz hatte ihn befallen. Als ihm heute Abend die heilige Zehrung gereicht wurde, sprach er den dringenden Wunsch aus, Sie noch einmal zu sehen.“

„Ich komme, ich komme sofort!“ rief ich und eilte, mich fertig zu machen. Meine Frau wollte mich nicht allein gehen lassen, sie begleitete uns. Stumm fuhren wir drei nach dem Krankenhaus; meine Frau ließ meine Hand nicht aus der ihrigen. Was hätte ich auch in Gegenwart der Schwester sprechen sollen oder sie noch über Tasczewski befragen können? Ich wußte ja besser, als sie, wie es so gekommen war, denn er hatte wohl kaum mit ihr über Irma gesprochen. Ich wußte es, als ob ich dabei gewesen wäre, wie ihn die Unruhe nach seiner Flucht umhergepeitscht, wie ihn die Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, nach Berlin zurückgetrieben hatte, und wie der Körper zusammengebrochen war unter dem furchtbaren Sturm der Seele. Ich wußte das Alles, und auch, daß ich einen Theil der Schuld, daß es so gekommen, nicht von mir wälzen konnte.

Die Schwester führte uns durch die langen, matt erhellten Corridore des Krankenhauses. Von der weißgelackten Wand blickte ein Bild der Gottesmutter auf uns hernieder, und die ewige Lampe darunter warf einen leuchtenden Schein auf ihre milden Züge. Ich suchte die Religion nicht in den Formen, und ich vergesse wohl bisweilen, mein Kreuz zu schlagen, — aber hier zog es mich nieder auf den Betschemel, und ich bat, nicht um Tasczewski's Leben, — was sollen wir um Unabänderliches bitten? — aber daß mir meine Schuld nicht angerechnet werden möge! Meine Frau kniete neben mir, — es war kein Abfall von ihrer Kirche, daß sie den Platz neben ihrem Gatten suchte, auch wenn ein Marienbild vor demselben an der Wand hing.

Leise öffnete die Schwester die Thür des Sterbezimmers. Wir mußten an einer Reihe von Betten vorüber, — in dem letzten lag Tasczewski. Ich hätte wohl aufschreien mögen, als ich ihn sah, — das Gesicht bleich wie das Leinen, auf dem er gebettet war, die blutleeren Lippen, die gebrochenen Augen und dazu die Todtenmale auf den Wangen, zwei rothe, scharf begrenzte Flecke, — aber ich nahm mich zusammen und trat ruhig neben ihn. Seine Brust arbeitete krampfhaft, die Finger griffen unruhig auf der Decke umher, aber er hatte uns nicht kommen hören, — es war schon am Letzten.

„Tasczewski,“ sagte ich, „Staschu, willst Du mich nicht mehr kennen?“

Wie er nur meine Stimme hörte, schaute er auf, und die Freude belebte noch einmal seine Züge, — die letzte weltliche Freude, welche er gehabt hat.

„O, daß Sie doch noch gekommen sind, Herr!“ sagte er, und als er dann meine Frau erkannte, suchte er sich emporzurichten, um sie zu begrüßen.

Ich drückte ihn in die Kissen zurück. „Bleib' liegen, Tasczewski. Du wirst ihr die Hand küssen, wenn Du wieder frisch bist.“

„Es geht zu Ende,“ flüsterte er. „Der Arzt sagt, daß es noch heute zu Ende geht.“

Ich grollte über die Barbarei, einem Kranken zu sagen, daß er sterben müsse. „Sei geschickt, Tasczewski,“ erwiderte ich, — es wurde mir wahrlich nicht leicht, mir den Schein zu geben, als ob ich nicht daran glaubte, — „sei geschickt, Du bist jung, Du bist kräftig, warum solltest Du sterben?“

Aber er schüttelte den Kopf. „Es geht zu Ende,“ beharrte er. „Und es ist auch nicht schwer, nur Sie hier sind, Herr, und die Gnädige; und wenn auch sie noch käme . . .“

Ich wußte wohl, wen er meinte. Ich überlegte, ob ich nicht schnell noch Irma holen könne; aber sie war im Theater, sie sang vielleicht gerade jetzt das Lied mit dem Nach-Merain, und Tasczewski konnte nicht eine halbe Stunde mehr leben. Ich durfte nicht daran denken, aber es schoß mir durch den Kopf, daß er nicht mit dieser brennenden Sehnsucht sterben dürfe, sondern daß ich ihm eine glückliche Hoffnung auf den Weg geben könne.

„Du meinst Irma,“ sagte ich. „Warum bist Du gegangen, ohne zu sagen, wohin? Denn sie will vom Theater lassen, wie Du es gewollt hast, und morgen wird sie selbst kommen, es Dir zu sagen.“

„Ist das wahr, Herr?“ fragte Tasczewski.

„Es ist wahr,“ log ich, und ich habe die Lüge nicht bereut, trotzdem meine Frau sagt, sie wäre ein Unrecht gewesen. Denn es war nach meinen Worten, als ob die himmlische Seligkeit schon jetzt einen Ausdruck auf seinen Zügen gefunden hätte, trotzdem die Brust des Sterbenden immer heftiger nach Athem rang. Ich stützte meinen Arm unter seinen Kopf, immer abgerissener wurden seine Reden, Ausrufe des Glückes und der Hoffnung; er träumte davon, daß er gesund würde, und

dann kamen jene lezten gurgelnden Töne, die ich nie vergessen werde, und ich hielt einen Todten in meinen Armen. Ich drückte ihm die Augen zu, und wir sprachen ein stummes Gebet; auf Tasczewski's Zügen lag ein stiller Friede. —

Am nächsten Vormittage machte ich Irma Mittheilung von Tasczewski's Ende. Ob sie ihn wahrhaft geliebt hat, — ich habe niemals darüber ganz klar gesehen, und auch aus der Art, wie sie die Nachricht aufnahm, konnte ich nichts entnehmen. Aber die Menschen äußern ihren Schmerz verschieden, und Thränen sind der unzuverlässigste Maßstab desselben. Irma weinte nicht, sie brach auch nicht in Klagen aus, und Alles, was sie sagte, war eigentlich nur: „Es war nicht meine Schuld!“ Darauf kam sie immer wieder mit einer ängstlichen Hast zurück, als ob ihr Jemand einen Vorwurf gemacht habe. Und doch hatte das Niemand gethan, nicht einmal Tasczewski. Auch als wir ihn in die Erde senkten, — Irma, meine Frau und ich waren die einzigen Leidtragenden, die seinem Sarge folgten, — vergoß sie keine Thräne. Aber sie sah sehr bleich und starr aus, und ich hatte das Gefühl, daß man Mitleid mit ihr haben müsse.

Vor der Kirchhofsthür verabschiedeten wir uns von einander. „Wir sehen uns heute vielleicht zum letzten Male, Herr von Kozierowski,“ sagte sie, als ich ihr in den Wagen half, „und ich wünsche Ihnen daher alles Gute.“

„Was soll das heißen, Irma?“ fragte ich. „Warum sollten wir uns das letzte Mal gesehen haben? Ich denke, Sie werden zu uns kommen; meine Frau wird sich freuen.“

„Ich gehe fort von hier, Herr von Kozierowski,“ entgegnete sie, „schon morgen.“

Das überraschte mich. „Sie wollen fort? Warum? Wo wollen Sie hin?“

„Ich habe mich mit dem Director überworfen,“ sagte sie erregt. „Er sollte mir acht Tage Urlaub geben, denn ich fühlte, ich konnte nicht singen. Er hat es mir verweigert, er könne mich nicht entbehren, und er sehe keinen stichhaltigen Grund für meine Bitte. . . Bin ich ein Thier, daß ich vom Kirchhof in das Theater gehen kann?“

„Und was haben Sie gethan?“

„Ich habe nicht gesungen,“ sagte sie, als ob das selbstverständlich wäre, „und ich werde auch nicht mehr bei ihm singen. Eine Andere hat die Rolle übernehmen müssen; sie soll ihre Sache ja ganz gut machen, — was braucht er mich da noch? Ich gehe nach Wien zum Gastspiel; der Agent meint, es sei gut, daß es so gekommen ist; ich würde mich auf diese Weise besser stehen.“

Ich dachte an den heißen Theaterboden in Wien, aber warum sollte ich sie in diesem Augenblicke mit der Befürchtung quälen, daß die Hoffnungen des Theater-Agenten eitel sein könnten? Meine Frau, die sich schon vorher verabschiedet hatte, wartete in unserem Wagen; ich schüttelte Irma die Hand: „Viel Glück auf den Weg.“

Sie nickte mir noch einmal ernsthaft zu, als die Pferde anzogen. Ob sie wohl die Natur dazu hatte, glücklich zu werden? —

Ernste Gedanken und die Vorbereitungen zu Tasczewski's Begräbniß hatten mich in den letzten Tagen davon abgehalten, eingehend die Zeitungen zu lesen, sonst würde mir die Nachricht von Irma's Fortgehen nicht so überraschend gekommen sein. Denn in der Welt des Theaters war ihr Zerwürfniß mit dem Director ein Ereigniß, das den Zeitungen einen willkommenen Stoff bot. Irma kam nicht immer gut weg in diesen sich daran entzündenden Debatten; das Oeringste, was man ihr vorwarf, war Undankbarkeit gegen den Director und gegen das Publicum, und da von dem eigentlichen Grunde ihres sang- und klanglosen Abschiedes, ihrem Verhältnisse zu Tasczewski und dessen Ende, nichts in die Oeffentlichkeit drang, so fehlte es diesen Anklagen natürlich nicht an dem Scheine der Berechtigung. Einige Tage waren die Blätter voll von ihr, — dann hatte man sie vergessen.

Selbst die Nachrichten, welche nach Wochen über ihr erstes Auftreten in Wien anlangten, riefen ihr Andenken nur vorübergehend wieder in das Gedächtniß zurück, trotzdem sie sensationell genug lauteten. Man hatte sie und Herrn Wiese-Warnsdorff's Operette, von welcher der Componist einen Siegeslauf über sämtliche Bühnen Deutschlands unter Irma's Führung erwartete, — ausgepöfien. Ein Stück nationaler Empfindlichkeit war wohl dabei mit im Spiele gewesen. Man hatte der deutschen Hauptstadt an der Spree so manchen Vorsprung bezuglich, aber ein Operetten-Sieg über die schöne blaue Donau wäre unerträglich gewesen! Auch war es natürlich, daß das Erotische der Sängerin in Wien weniger wirken mußte, als in dem nüchternen Berlin, wo jede exceptionelle Physiognomie Interesse erregt. Es mußte böse genug zugegangen sein, denn in den Zeitungsnachrichten hieß es, daß Irma nur einmal habe auftreten können, und daß es mit ihrer Carrière in Deutschland anscheinend zu Ende sei. Sie sei nach Warschau zurückgekehrt, hieß es, und ironisirend war hinzugefügt: „Polen hat seine Diva wieder, Polen ist noch nicht verloren!“

Nun, ich wußte ja, was es mit der polnischen Berühmtheit der Jadwiga Zamoyńska auf sich hatte! Ich schrieb an Irma und bot ihr an, ihr zur Seite zu stehen, und fragte, wie sie sich ferner ihr Leben einzurichten gedenke. Aber ich erhielt keine Antwort auf meinen, mit der Adresse des Theaters, an dem sie gastirt hatte, versehenen Brief. Angekommen mußte er sein, sonst wäre er wohl in meine Hände zurückgelangt. Ein Lebenszeichen glaubte ich trotzdem von Irma zu bemerken, als ich an dem ersten Todestage Tasczewski's einen Kranz auf seinem Grabe fand. Wer konnte außer ihr seiner gedacht haben? Es war ein sehr kostbarer Kranz, und der Todtengräber gab mir den Bescheid, er sei aus Nizza angelangt, mit dem Auftrage, ihn dort niederzulegen; aber der Name des Auftragebers sei nicht angegeben gewesen. Aus ihrem Aufenthalt, aus der theuren Blumen-gabe konnte ich schließen, daß es ihr nicht an Existenzmitteln fehlte. Aber ich hatte meine eigenen Gedanken darüber, und mir wurde nicht wohl dabei.

Daß man durch solche Außerlichkeiten, die man sich nicht gleich zusammenreimen kann, doch immer sich sofort veranlaßt fühlt, das Schlechteste von einem Menschen anzunehmen! Sie hatte mir doch wahrlich niemals Grund gegeben, zu glauben, daß sie sich erniedrigen könne. Ich that ihr auch Unrecht mit meinen voreiligen Schlüssen; aber es war nur eine zufällige Begegnung, nicht eigenes Nachdenken, was mich dazu führte, mein Unrecht einzusehen.

Zwei Jahre später war ich mit meiner Frau in Verthesgaden, und wir kehrten von einem Spaziergange auf den Lockstein zurück. Auf einer der Stationen des Leidensweges sahen wir einen Kollstuhl mit einem Kranken stehen, und daneben auf der Bank saß eine Dame in Schwarz, während ein livrierter Diener in der Nähe wartete.

Meine Frau hat bessere Augen, als ich; sie drückte pföflich meinen Arm und sagte leise: „Jozif, — Irma Cibulka.“

Wahrhaftig, sie hatte Recht, und ich trat auf Irma zu, trotzdem sie den Kopf wandte und sich den Anschein gab, als ob sie uns nicht erkannt habe. Und wie ich näher trat, blieb mir auch der Herr im Kollstuhle nicht fremd, trotzdem eine jämmerliche Ruine aus ihm geworden war, — es war Graf Verbenyi.

Ich vergaß meinen bösen Verdacht auf Irma und begrüßte Beide. „Guten Tag, Graf Verbenyi, — und Fräulein Irma, wie kommen Sie hierher?“

Irma legte kühl ihre Hand in die meine, während sie sich erhob und meine Frau nur mit einer vornehmen Kopfneigung begrüßte. Der Graf hatte meinen Händedruck freundlich erwidert.

„Warum sagen Sie: Fräulein Irma?“ lachte er. „Halten Sie es für einen so dummen Streich, wenn ein Krüppel, wie ich, sich eine Frau nimmt? Es war der klügste, den ich in meinem Leben gemacht habe.“

„Ihre Frau?“ Ich konnte meine Ueberraschung nicht verbergen. „Verzeihen Sie, Frau Gräfin.“

Aber Irma neigte nur sehr kühl und sehr gleichgültig den Kopf, als ich den Hut zog.

„Es war der klügste Streich, den ich gemacht habe,“

wiederholte Graf Verbenyi in seiner lebhaften und ungenirten Weise, in der sich nichts geändert hatte, trotzdem er, wie ich später erfuhr, schon lange aus seinem Bette nur in den Kollstuhl gekommen war; — es hatte sich ein Rückenmark-Leiden bei ihm entwickelt. „Es war gleich meine Ueberzeugung, daß Irma kein Talent hatte, und als ich sie in Berlin endlich kennen lernte, — sie hielt sich ja zurück, daß man kaum an sie heran konnte, — habe ich es ihr gesagt, wie ich es Ihnen ja auch gleich gesagt habe. Sie wollte es nicht glauben; — bei dem Unsinn, den das Publicum mit ihr trieb, war das erklärlich genug. Ich war doch neugierig, wie lange es dauern würde, und blieb in Berlin. Als Irma dann nach Wien ging, wußte ich, daß meine Zeit gekommen war. Es war ein toller Skandal den Abend, und trotzdem er mir ganz gelegen kam, that sie mir doch fast leid. Am nächsten Morgen ging ich zu ihr und sagte kurz und bündig: Sie sehen, Fräulein Zamoyńska, mit der Theater-Herlichkeit ist es zu Ende. Wollen Sie Gräfin Verbenyi werden?“ Sie besann sich drei Tage und sagte: Ja! Daß sie sich mit einem Kollstuhl verheirathen würde, hatte ich freilich nicht erwartet.“

Er meinte es nicht böse in seiner Art, aber daß diese für Irma peinlich war, lag doch klar. Sie gab sich den Anschein, als ob sie nicht höre, und sprach mit meiner Frau, und dabei sah sie so ruhig, kühl und vornehm aus, fast als ob ihr unsere Gesellschaft nicht mehr vornehm genug sei, seitdem aus der „Falzgräfin“ eine wirkliche Gräfin geworden war.

Ich ließ mich dadurch nicht beirren. Daß sie nicht glücklich war, sah man wohl, und wenn sie sich bestrebt, es andere Leute nicht sehen zu lassen, indem sie sich ganz zurückhaltend gab, so konnte ich deshalb nicht schlechter von ihr denken.

Wir saßen noch eine Weile zusammen unter dem gekreuzigten Christus, dann kehrten wir gemeinschaftlich

nach der Stadt zurück. Der Diener schob den Kollstuhl, und Graf Verbenyi neigte sich mit meiner Frau, die an seiner Seite ging. So kam es, daß ich mit Irma ein wenig zurückblieb, und es fiel mir in das Gedächtniß, wie Vieles wir zusammen erlebt hatten, und ich hatte das Gefühl, daß es unnatürlich sei, wenn wir wie zwei Fremde neben einander gingen.

„Sie sind nicht glücklich geworden, Irma?“ fragte ich leise.

In ihren versteinerten Zügen suchte es einen Augenblick, daß ich sah, sie war dieselbe geblieben.

„Ich habe viel Glück gehabt,“ erwiderte sie. „An meiner Wiege ist es mir so nicht vorgefungen worden. Und wenn der Graf es mich fühlen läßt, daß er mich aus dem Staube aufgehoben hat, so thut er es doch nicht mit Absicht, und um mich zu kränken. Es geht mir besser, als ich es verdient habe, und ich habe kein Recht, Diejenigen zu beneiden, welche glücklicher sind, als ich.“

Vor dem Hotel, in welchem Graf Verbenyi abgestiegen war, nahmen wir Abschied. Wir reisten noch an demselben Tage weiter, — ich habe nichts mehr von Irma gehört.

Nachdruck verboten.

Henrik Ibsen.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 69.



Henrik Ibsen, der in letzter Zeit so viel genannte Dichter der „Gespenster“, wurde am 20. März 1828 zu Hien im südlichen Norwegen als Sohn eines Kaufmannes geboren. Die ersten acht Jahre seines Lebens verbrachte er unter äußerlich glänzenden Bedingungen, nachdem aber der Vater Bankrott gemacht, blieb der Familie von dem früheren Wohlstande nichts übrig, als ein kleines Landgut in der Nähe der Stadt, auf welchem nun der Knabe unter ziemlich drückenden Verhältnissen heranwuchs. Mit sechzehn Jahren kam er nach Grimstad in die Lehre zu einem Apotheker, entsagte aber bald diesem Berufe und ging nach Christiania, wo er, um sich auf die Unversität vorzubereiten, in die von Björnson besungene Privatschule des alten Heltberg eintrat. Diese Schule war eine „Studenten-Fabrik“, wie sie wohl nur in einem Lande existiren kann, wo der Bildungsdrang ein so allgemeiner ist, wie in Norwegen. Denn das Schüler-Personal rekrutirte sich, nach Björnson's Angabe, zum größten Theile aus lernbegierigen Bauern, früheren Seelenten, Volksschullehrern, die „weiter Studiren“ wollten, falliten Kaufleuten, kurz, aus Männern, die zum Theil schon hoch in den Dreißigern waren, und die jetzt noch die Unversität zu absolviren gedachten. Zu diesen „bemoosten Hauptern“ zählte nun Ibsen allerdings nicht; er war bei seinem Eintritt in die Schule erst zweiundzwanzig Jahre alt und hatte sich überdies schon als Apotheker-Lehrling so gut vorbereitet, daß er nach fünf Monaten die Unversität beziehen konnte. Hier widmete er sich eine Zeit lang unter den größten Entbehrungen dem Studium der Medicin. Dit mußte er, um seine gedrückte finanzielle Lage vor der Logiswirthin zu verbergen, zur Zeit des Mittagessens einen Spaziergang unternehmen und sich nach der Rückkehr an Kaffee und Brod sättigen. Eine zeitweise Erleichterung verschaffte er sich dadurch, daß er die Neft-Ausgabe seines Schauspiels „Catilina“, welches er in Grimstad im Selbstverlage herausgegeben hatte, als Maculatur verkaufte.

Da er den medicinischen Studien kein rechtes Interesse abzugewinnen vermochte, gab er sie bald auf und übernahm im Januar 1851 die Redaction eines radicalen politischen Wochensblattes. Dasselbe mußte indessen nach einigen Monaten wieder eingehen, und Ibsen wäre nun abermals ohne Subsistenz-Mittel gewesen, wenn nicht der bekannte Geigen-Virtuose Ole Bull, der die Begabung des jungen Mannes erkannte, ihn an das neugegründete Theater in Bergen berufen hätte. Hier wirkte Ibsen sechs Jahre lang als Regisseur und Theater-Dichter und verfaßte in letzterer Eigenschaft alljährlich zum 2. Januar, dem Gründungstage des Theaters, ein neues Drama. Er hat diese Gelegenheitsstücke später bis auf ein einziges verworfen, und auch dieses, — „Frau Inger von Destrat“ heißt es, — vollständig umgearbeitet.

Der Aufenthalt in Bergen scheint für den jungen Dichter nicht gerade angenehm gewesen zu sein, und so nahm er 1857 eine Stelle als Theater-Director in Christiania an. Aber auch hier war er nicht vom Glück begünstigt. Das Theater machte 1862 Bankrott, und Ibsen war wieder ohne Stellung. Außerdem hatte er in diesem Jahre seine „Komödie der Liebe“ veröffentlicht und dadurch bei einem großen Theile des Publicums argen Anstoß erregt. Als auch sein nächstes Werk, „Die Kronprätendenten“, keinen durchschlagenden Erfolg erzielte, kehrte er dem Vaterlande den Rücken und ging (1864) nach Italien.

Seit dieser Zeit lebt Henrik Ibsen abwechselnd in Rom, Dresden, München und Tirol, und alle diejenigen Dramen, welche ihn später weltberühmt gemacht haben, sind in der Fremde entstanden. Aber das Band zwischen ihm und der Heimath ist dadurch nicht gelodert worden. Ibsen interessirt sich vielmehr noch heutigen Tages auf das Lebhafteste für Alles, was sich in seinem Vaterlande ereignet, und von seinen sämmtlichen Dramen giebt es, — vielleicht mit Ausnahme von „Nora“, — nicht ein einziges, das nicht auf spezifisch norwegischem Boden stünde. So besonders „Brand“, „Peer Gyn“, „Der Bund der Jugend“, „Die Stützen der Gesellschaft“, so in geringerem Maße auch „Die Gespenster“.

Der Grundzug der Ibsen'schen Dichtungen ist ein pessimistischer. Er geißelt die Verkehrtheiten in Gesellschaft und Familie, in Staat und Kirche mit der ganzen Wucht einer unerschütterlichen Ueberzeugung. Dabei bedient er sich sehr selten der Ironie oder der Satire, die sonst in dergleichen Dichtungen eine Hauptrolle zu spielen pflegen; seine Waffe ist die Enttarnung, die fittliche Empörung über die Verderbtheit der von ihm bekämpften Zustände. Nicht selten überschreitet er hierin das Maß des ästhetisch Erlaubten und hinterläßt Zuschauer und Lesern, statt sie, — was ja die Aufgabe des echten Kunstwerkes sein soll, — zu erheben, das niederdrückende Gefühl trost- und hülfloser Unterwerfung unter das furchtbare Schicksal.

So namentlich in den „Gespenstern“ und in seinem neuesten, erst vor Kurzem in's Deutsche überlesenen Drama „Nosmersholm“.

Ibsen ist ausschließlich Dramatiker. Romane und Novellen hat er nie geschrieben und mit der Lyrik längst abgeschlossen, obwohl einige von seinen Gedichten zu den schönsten Perlen der skandinavischen Literatur gehören.

S. N.

Nachdruck verboten.

Die Eisblumen.

Von Wolfgang Kirchbach.



ie Weihnachtsbescherung war zu Ende. Die Lichter des Tannenbaumes waren verlöscht worden, und es herrschte Dunkel im Zimmer, das erst noch von strahlender Pracht erfüllt war, in welcher Kinder-Augen verklärt erglänzt hatten, wie Augen aus einer überirdischen Welt. Die Kinder schliefen nun; das Haus war still geworden.

Draußen in der weiten, stummen Winterlandschaft lagerten mächtige Schneemassen. Man hörte unten auf der Straße einen vereinsamten Nachtwanderer gehen. Seine Fußstritte knirschten, daß man es bis herauf in's Zimmer vernahm. Es war ein seltsames Sägen und Seufzen, das unter seinen Füßen hörbar wurde; manchmal schien es zu sprühen vor innerer eisfalter Luft in der weißen Erdbede. Die Schritte kamen und gingen vorüber, und aus weiter Ferne verhallten sie noch. Ich blickte aus dem Dunklen durch's Fenster hinaus nach dem Himmel. Da standen die Sterne und glitzerten, als seien es ferne Eisspitzen und Schnee-Krystalle, in denen ein Mondstrahl funkelte, ein heimliches Strahlen und Lichtwallen, als solle ein Geplinst aus Eisfäden gewoben werden, um die Erde ganz einzuspinnen in dieses kühle Lichtnetz. Denn im Weltall ist wohl ewiger Winter. Der heiße Sommer der Sonnengluth ist nur der Dase gleich in der unendlichen Winterwelt des Weltalls, in der selbst der Gluthball der Sonne einst erstarrt und zum festen Körper zusammenfriert. Aber heiter ist er, dieser ewige Winter im Weltall, heiter, wie das Blinken der Sterne selbst. Heiter blicke ich hinauf in das leuchtende Weben der Gestirne und ließ mich einzuspinnen in die glitzernden Lichtfäden und lächelte, daß der eiserne Frost auch die Erde ganz mit seinem Zauber umspannt.

Was war das?! Ich hörte Etwas. Aber es war im Zimmer Alles, wie vorher. Der Tannenbaum stand als ein dunkler Schatten langausgerichtet vor mir; im Kamin verflachte eben die letzte glühende Kohle, die noch geknistert hatte. Es war, als ginge ein eisiger Hauch allmählig auch durch das Zimmer.

Da hörte ich es schon wieder. Es war nicht das Knistern der Kohle. Ein seltsames Summen und leises Knirschen und pridelndes Knistern ging im Zimmer um, ich wußte nicht, woher. Ich konnte nicht mehr zu den Fenstern hinausschauen, denn um diese wurde es trüber und trüber. Da war es mir auf einmal, als hörte ich ein leises, heimliches Erdönen. Etwas zitterte um mich. Ein feines, zartes Singen ging durch das Gemach. Waren es die Weihnachts-Engelchen, die den Christbaum umschwebten und ein Segenslied und Weibselied anstimmten?

Jetzt hörte ich wohl deutlicher, daß es aus den Glas-scheiben heraus so melodisch heranklang, wie die feinste Musik der Sphären. Schlügen die Lichtstrahlen der Sterne leise an das Glas, daß es ihnen entgegenklang? Ich staunte über die Räthsel der Schöpfung.

Ich verließ das Zimmer, entschlief in meiner Kammer und träumte, ich sähe ein geflügeltes Weihnachts-Engelchen auf dem Fensterbrett des Zimmers sitzen und mit einem Pinsel in einen Schneetopf tauchen. Es zeichnete aber emsig und fleißig Alles, was es im Zimmer sah, den Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern, auf die Fensterscheibe, als sei sie ein Kirchenfenster, das mit frommen Bildern bemalt wird. Das Engelchen war emsig und unermüdet, wiegte auch seinen Kopf und blinzelte mit den Augen, wie ein Maler, wenn es den Weihnachtsbaum mit seiner Malerei auf der Fensterscheibe verglich. Auch tauchte es den Pinsel tief genug in den Schneetopf, malte breit und stark hin, bis es einen kleinen, feineren Pinsel nahm und nun allerhand zarte, niedliche Zeichnungen anfertigte. Wenn es das Gleichgewicht zu verlieren drohte auf dem schmalen Fensterbrette, so spannte es plötzlich das eine Flügelchen auf seinem Rücken nach der Seite aus, wie ein junger Tauber, daß das Flügelchen eine Weile in der Luft zitterte, bis das Bäckchen wieder fest und zielrich auf seinem schmalen Plage saß.

Ueber Nacht war nun ein Wunder geschehen. Als ich am Morgen mit den Kindern in das Christbaum-Zimmer trat, da staunten Alle; denn mit den schönsten Eisblumen waren alle Fensterscheiben über und über bedeckt. Da waren an dem einen Fenster zu sehen große, spitze Blätter, wie Distelblätter, mit Distel daran, da waren feine Korallen und Korallinen, wie sie auf dem Meeresgrunde wachsen, da waren zarte Palme und Wehren, da waren Blumenkelche, die sich neigten. — Alles aus Eis und feinen Schnee-Krystallen, fest auf's Fenster gefroren. Was aber das Wertwürdigste war: auf jedem Fenster, hier deutlicher, dort weniger deutlich, war in der Mitte ganz genau der Tannenbaum zu erkennen, der im Zimmer stand. Ganz deutlich sah man seine Zweige sich ausbreiten, sah, wie hingewischt, den Stamm unten breiter, während das Ganze in eine Spitze auslief; man bemerkte an vielen Stellen über den Zweigen einen kleinen Kreis von Krystallen, der gerade ausah, wie ein Lichtkreis. So meinte man den brennenden Lichterbaum an drei Fenstern wieder zu erkennen.

Die Kinder und die Mutter staunten und konnten es nicht begreifen, wie an jedem Fenster gerade das Bild ihres Christbaumes erschienen war. Sie saßen wie in einer Kirche hinter gemalten Fenstern. Die Morgensonne wollte durch die Fenster scheinen, aber nur gedämpft drang ihr goldenes Licht hindurch, mit einem hellen Scheine, sodas ein sanftes, heiteres Dämmern im Zimmer blieb. Die Kinder wollten wissen, woher die Eisblumen kämen, und warum sie so schöne Blumen seien, und warum gar ihr Tannenbaum am Fenster abgedrückt sei, wie in Wachs.

Da sagte ich: ein Engelchen habe am Fenster geessen und aus seinem Schneetopfe gemalt und mit seinen Flügeln gezittert, wie ich es geträumt.

Meint ihr, die Kinder hätten mir das geglaubt? „Das ist ja nicht wahr,“ sagten sie, „geflügelte Engelchen sind nur Märchen.“ Und weil auch die liebe Gattin diesmal nicht an die Engelchen glaubte, sondern Besseres wissen wollte, so verjammelte ich sie Alle um mich und erzählte ihnen, wie ich mir es erkläre, daß die Eisblumen am Fenster entstehen.

Mein Fritz hatte zu Weihnachten einen Handwerkskasten bekommen. Der war mir gerade recht. Ich nahm den Schraubstock heraus und schraubte dazwischen ein Stück von einer Glasplatte, das viereckig war. Auf diese Platte streute ich feinen Sand, der gleich in der Küche zu haben war. Meinen alten Fiedelbogen nahm ich von der Wand und strich nun fein mit ihm am Rande der Glasplatte hinunter, als striche ich die G-Saite. Alle blickten mir verwundert zu, denn die Glasplatte gab einen feinen Ton zu hören, und die Sandkörnerchen darauf hüpfen von der Erschütterung lustig auf und nieder. Als ich aber den Fiedelbogen absetzte, da hatten sich die Sandkörnerchen zu allerhand Figuren gruppiert, lagen in Linien und Bogen und Kreuzen zu einander geordnet, wie die Sterne in einem Kaleidostop, und ähnelten auch gar sehr den Formen, welche die Eisblumen am Fenster haben.

Man nennt die so entstandenen Figuren in der Physik die Chladni'schen Klangfiguren, nach ihrem Entdecker Chladni. Sie verdanken ihr Entstehen einem großen, allgemeinen Naturgesetze, das überall in dieser weiten Welt sich wiederholt. Es ist das große Gesetz des Rhythmus der Bewegung, das nicht nur im Menschengesichte waltet und die Menschenpaare im Tanze nach dem Tacte in schönen Tanzfiguren sich herumtschwingen läßt, sondern allüberall in der Natur der Ausdruck einer angespannten Kraft ist. Wie die Musik im Rhythmus an unser Ohr klingt, so waltet auch ein Rhythmus in den feinsten Bewegungen der Atome eines Krystals, der ebendeshalb in seiner durchsichtigen, regelmäßigen Gestalt erscheinen muß, wenn diejenigen Bedingungen eintreten, welche regelmäßige Schwingungen der kleinsten Theile hervorbringen. Da ist es nun das größte und geheimnißvollste Wunder der Schöpfung, daß die Regelmäßigkeit der Schwingungen des Inneren äußerlich als eine geregelte Gestalt sich vor unserem Auge darstellt. Rhythmus waltet im Innern, und eine harmonisch angeordnete äußere Gestalt ist in Auge und Ohr das erstarrte Bild der innersten zarten Bewegung aller Dinge. Dies ist ein Geheimniß der Schöpfung, das nicht weiter zu deuten ist.

Mit dem Fiedelbogen strich ich die Glasplatte. Davon erzeugten sich regelmäßige Schwingungen im Glase, und in einem geregelten Verhältnis erzitterten alle Theile der Platte. Als ein musikalischer Ton ward diese Regel von unserem Ohre vernommen. Die Sandkörnerchen aber, auf- und abgeschmetzt von den Wellen, welche durch das Glas gingen, wie Kork auf Wasserwellen, mußten liegen bleiben in der Wellentiefe, wenn die Erschütterung durch den Fiedelbogen plötzlich aufhörte, ob auch diese Wellentiefe während der Bewegung so klein und gering war, daß unser Auge sie gar nicht wahrnehmen konnte. Und wie nun, der inneren Structur des Glases folgend, diese Schwingungswellen sich verbreiteten, so mußten die Sandkörnerchen sich als regelmäßige Figuren neben einander ordnen.

Was sind nun unsere zarten Eisblumen? Auch sie sind solche festgefrorenen Chladni'schen Klangfiguren. Wie? Schwingt denn die Fensterscheibe? Ja, sie schwingt ganz leise, ganz unmerklich. Wer ist denn der Fiedelbogen? Das ist der Frost, die Kälte. Denn wir Alle wissen, daß die Wärme alle Körper ausdehnt, die Kälte aber sie zusammenzieht. Wie trachen manchmal in einem neugebauten Hause die Zimmerballen, wenn das Wetter umschlägt! So ist es denn draußen der eisige Frost, welcher die Außenseite der Fensterscheibe immer mehr und mehr zusammenzieht. Im Zimmer aber ist es wärmer. Darum ist die innere Seite der Fensterscheibe mehr ausgedehnt. Da muß die Scheibe leise anfangen, in allen ihren Theilchen zu schwingen, als striche sie ein Fiedelbogen, und nur weil sie so schwingen kann, zerspringt oder zerberstet sie nicht. Das innere Gleichgewicht der Theilchen wird durch dieses Schwingen hergestellt. Und wenn nun die Fensterscheibe so erzittert, kann es wohl auch einen feinen Ton ergeben, wie ich ihn hörte in der Nacht. Sandkörnerchen liegen nun zwar nicht auf der Glasplatte der Fensterscheibe, wohl aber sind es winzig kleine Wassertheilchen, die sich aus den Wasserbestandtheilen der Luft am Fenster ansetzen. Und diese Wassertheilchen frieren fest auf der Scheibe. Während sie aber erstarrten, schwingt die Fensterscheibe, und ein bald regelmäßiger, bald unregelmäßiger Rhythmus geht durch das Glas. Was kann geschehen? In Klangfiguren, wie die Chladni'schen, müssen sich die gefrierenden Theilchen ordnen; andere frieren wieder darüber, und so sehen wir am Morgen das amnuthigste Wunder der Natur, unsere Eisblumen, in seinem Geäste am Fenster.

Es bläst wohl auch einmal ein scharfer Windhauch an's Fenster und bringt Unordnung in das stille Erläuben der Eisblumen; oder es raselt ein Wagen unter den Fenstern, daß sie beständig zittern und eine neue Gestalt unter den eben sich bildenden Grundfiguren veranlassen, an welche dann das Weitere regelrecht anfriert. So wirkt noch dies und jenes mit, wie überall in der gütigen Natur, die niemals nur einen Beweggrund kennt, sondern zu den Grundbedingungen viel Neben Gründe sät.

Wie war es denn mit unserem Tannenbaum am Fenster? Ist es nur Täuschung, daß wir ihn zu sehen meinen? Aber oft genug ist es geschehen, daß wir auch die ungefähren Umrisse anderer Gegenstände im Zimmer in den Eisblumen wieder zu erkennen meinen. Strahlen diese Gegenstände nicht Wärme aus, gerade, je mehr die Kälte zunimmt? Müssen die Wärmestrahlen des Tannenbaumes nicht unten reichlicher und breiter sein, als oben an der Spitze, und ungefähr in der Form des Baumes selbst auf die Scheibe treffen? Photographirt dann nicht in der That die Scheibe den Baum? Wenn die Bedingungen günstig sind, wird ja wohl dieser und jener Gegenstand des Zimmers in der Scheibe sich spiegeln müssen; und sollte hier und da nicht in den Schwingungen der Scheibe ein Einfluß der Wärmestrahlen stattfinden, welcher ungefähr ein verschobenes Bild des Gegenstandes ergiebt? Denn in dieser wunderbar geordneten Natur waltet kein Zufall, der nicht Ausdruck eines anderen, höheren Gesetzes wäre, das nur uns Menschen nicht bekannt ist. Vielleicht sieht nur unser Geist den Tannenbaum am Fenster; vielleicht aber wirkte die Natur doch so, daß wir ihn sehen müssen auf Grund eines wirklichen Vorganges. Doch darüber kein Kopfzerbrechen; die Hauptsache wissen wir ja nun doch.

Das ist das Märchen von den Eisblumen, meine Lieben. Es ist ein Märchen aus der Zeit, welche durch die Erforschung der Natur so berühmt ist. Vor Gott und dem wahren Weisen sind ja wohl gerade die einfachsten Naturgesetze die wunderbarsten Märchen. Und es ist schön, wenn man sich dessen ganz gewiß geworden ist.

Nachdruck verboten.

Eine untergegangene Stadt.

Von Silvia Andrea.

„Hier lag eine Stadt,“ sprach unser Schweizer Conductor gleichmüthig und schloß das Fenster, um uns vor Straßenstaub zu schützen.

Wir fuhrten durch ein tiefes, fruchtbares Thal, das sich wie eine lebensstrotzende Ader zwischen zwei Bergreihen hinzog. An der Stelle, nach welcher der Conductor mit seinem dicken Finger hinwies, traten die Berge etwas zurück und ließen einer halbmondförmigen Ebene Raum.

„Hier lag eine Stadt?“ erwiderte ich, ganz und gar nicht so ruhig, wie er. „Wie so denn? Wo liegt sie jetzt?“

„Unter der Erde.“

„Ach so, verächtlich! Darüber sind aber wohl Jahrtausende hingegangen.“

„O nein, nicht viel mehr als zwei Jahrhunderte.“

Es ist erstaunlich, wie schnell die Welt vergeht. Wir hatten uns acht Tage lang in dem Städtchen Cleven, eine halbe Stunde von der bewohnten Stelle, aufgehalten; wir hatten die Gegend durchstreift und uns nach allen Merkwürdigkeiten umgesehen, aber von der untergegangenen Stadt hatten wir kein Wort gehört. Unser sonst so gefälliger Wirth hatte es einfach vergessen, uns davon zu sagen.

Flurs hieß der Ort. Flurs lag im Thale Bergell, am südlichen Fuße der Alpen, das sich von Maloja in südwestlicher Richtung gegen die Lombardei hinunter erstreckt. Das Bergell bildet trotz seiner klimatischen Sprünge und seiner fessigen Querschwellen geographisch für sich ein Ganzes. Aber die Politik, die sich um die Geographie wenig kümmert, traf eine andere Bestimmung und zog beim Bache Loverso einen Strich. Der obere Theil gehört nun zur Schweiz, der untere zur Lombardei. Flurs machte zur Zeit seines Unterganges einen Theil der Grafschaft Cleven aus und war mit dieser und dem Veltlin Unterthemenland der hohen drei Bünde, die gegenwärtig den schweizerischen Kanton Graubünden bilden. Napoleon I. machte den drei Bänden den Vorschlag, das Unterthemenland als viertes Glied in seinen Verband aufzunehmen. Die Bündner zögerten; ihnen paßte es nicht, dem Fremdling, den sie bisher behercht, gleiche Rechte einzuräumen, wie dem Genossen. Napoleon befaß sich nicht lange, was er zu thun hatte. Er schlug die Grafschaft Cleven und das Veltlin zur cisalpinischen Republik. Gegenwärtig gehört das Gebiet von Flurs zum Königreich Italien.

Flurs war, obwohl nur eine kleine Stadt, durch seinen Handel und seine sabelhaften Reichthümer im In- und Auslande berühmt. Am Fuße der Alpenpässe Splügen und Sempeter gelegen, bildete es einen natürlichen Knotenpunkt für deutschen und italienischen Verkehr. Ueber ganz Europa spannte der Handel von Flurs das Netz seiner Goldfäden, und es gab wohl keine bedeutende Stadt diesseits und jenseits der Alpen, wo er nicht seine Vertreter hatte. Flurs war auch der Sitz vieler alten Adelsgeschlechter, die aber den Handel nicht verachteten, um dadurch Macht und Ansehen des Hauses zu vergrößern.

Als eine Hauptquelle seines Reichthums wird die Fabrication der Kochgeschirre aus Lavezstein genannt. Dieser weiche, leichte Stein wurde schon zur Zeit der Römer in der Nähe von Flurs gewonnen; tief ausgehöhlte Gruben am Berge Conto geben Zeugniß von der Bedeutsamkeit dieses Handelsartikels. Auch die Seidenzucht und der Grubenbau in den Bündner Bergen trugen nicht wenig zur Anhäufung seiner Schätze bei.

Ein altes Bild, das nun durch die Photographie vervielfältigt ist, zeigt uns das Städtchen, wie es kurze Zeit vor seinem Untergange sich dem Blicke des Beschauers von der jenseitigen Höhe darstellte. Es lag zu beiden Seiten der Maira, welche von drei Brüden überspannt war. Große Paläste erhoben sich theils aus weitläufigen Gärten, theils schauten sie von sanften Erhöhungen herunter. Zusammenhängende Häuserreihen fanden sich nicht vor und wären eine Entweihung der paradiesischen Natur gewesen. Flurs war eine zerstreute Stadt. Mit den Palästen wechselten Weinberge und Maulbeerplantagen ab; dazwischen wanden sich breite Straßen gegen die Anhöhen hinauf, die zu kleinen Parks umgewandelt und von reichgeschmückten Gartenhäusern gekrönt waren. In den Gärten blühten und dufteten tauenderlei Gewächse, die unter dem warmen Hauche des Südens zu reicher Entfaltung gelangten. Der Feigenbaum breitete seine palmartigen Blätter neben dem ernstlichen Lorbeer und der jungfräulichen Myrte aus; feurige Blumen nickten von den verschönten Beeten, und in den Marmorbassins zitterten und perlten die gefangenen Wellen lustreicher Cascaden. Neben den Wohnstätten des Luxus und Wohllebens fehlten die Kirchen nicht, wo der Flurjer im Bewußtsein seines irdischen Glüdes dem Schöpfer für alle guten Gaben danken und für Erhaltung derselben beten konnte.

Diese kleine Oase des Glüdes erhielt einen passenden Abschluß durch ihre Umgebung. Sie wurde im Halbkreis von einer Kette großartiger Berge eingeschlossen, deren Fuß ein Kastaniemwald schmückte, aus welchem reizende Landhäuser hervorhoben; weiter oben umgürtete ein breiter Streifen von Tannengrün die Riesenfelsen der Berge, und in das Dunkel des Nadelwaldes streckten die Weiden und Voralpen ihre lichtgrünen Finger. Von den Felsen stürzten rauschende Wasserfälle, die in der Ebene ihren Lauf zu sanftfließenden Bächen hemmten; aus den Seitenthälern donnerten reizende Wildbäche, die ihre trüben Wasser mit den karblauen Fluthen der gezähmten Maira vermischten. Ueber dem Ganzen thronten die Berge in ewiger Majestät und tauchten ihre gezackten Felsentronen in das tiefe Blau des italienischen Himmels.

Aber im Hintergrunde des Städtchens erhob, ringsum von vorzeitlicher Fluth ausgewaschen, vereinzelt, wie von der Schar seiner Riesenbrüder ausgestoßen, drohend und unheilverkündend der Berg Conto seinen Gipfel.

Unter Flurs lag das Dörfchen Schilano mit seinen elenden Hütten, wahrscheinlich die Grundlage der Pracht und Herrlichkeit weiter oben, das Arbeiterdorf der reichen Fabrik- und Handelsleute der Stadt. Diesseits des Bässers stand Schloß Roncaglia, das in der furchtbaren Katastrophe allein aufrecht geblieben ist. Es gehörte einem Zweige der ausgedehnten Familie Bertemati und hieß die Cascina, die „Ditte“, im Gegensatz zu den übrigen Prachtbauten der Familie in der Stadt. Die „Ditte“ hat noch jetzt große Säle mit kostbaren Holzschnitzereien und werthvollen Wandgemälden aufzuweisen, nebst allen Einrichtungen, die auf ein großes, herrschaftliches Leben hinbeuten. Der schönste Palast in der Stadt gehörte dem Nicolo Bertemati und war mit allen Attributen des

raffinirtesten Luxus ausgestattet; zum Beispiel soll der Fußboden eines Saales mit lauter Dufaten gepflastert gewesen sein.

Der Volksmund erzählt, daß die Leppigkeit und Gemüthsucht der Flurjer den Zorn des Himmels herausforderten. Die überirdischen Mächte beschloßen ihr Verderben, und Alle, Alle mußten untergehen. Einen Tag vor der Katastrophe lehrten mehrere Flurjer von ihren Landhäusern im Veltlin oder von den Bädern in St. Moritz zurück. Viele, die den Ort verlassen wollten, verschoben ihre Abreise aus unwichtigen Gründen. Als Beweis des unausbleiblichen Fatums erzählt man, daß am Abend des Unglücks ein Kesselfüßer von Schilano sich in Soglio befand. Bei hereinbrechender Nacht, unter strömendem Regen, trat er seinen Heimgang an. Auf die Frage der Leute, warum er sich bei solchem Wetter auf den Weg mache, habe er geantwortet: „Ich muß, ich muß!“ Schilano fand seinen Untergang zusammen mit Flurs.

Es war am 4. September des Jahres 1618. Seit acht Tagen hatte es unaufhörlich geregnet. Die Maira schlenderte mit Ungeßüm ihre Bogen gegen die Dämme; von den Bergen stürzten reizende Bäche, die sich im Thale ausbreiteten und ihre Ufer mit Schlamm und Steingeröll bedeckten; ein Bergbruch verheerte gegen Schilano eine Wiesenstrecke. Solche Erscheinungen waren aber in dem engen, von himmelhohen, steilen Bergen eingeschlossenen Thale schon oft da gewesen und erregten keine Besorgnisse. Der Berg Conto stand scheinbar felsenfest und unerschütterlich; aber Hirten, die auf ihm ihre Herden hüteten, bemerkten tiefe Risse im Felsen, die sich immer mehr erweiterten; oft glaubten sie ein Zittern unter ihren Füßen zu verspüren; ihre Herden waren unruhig und gerietzen bisweilen in wilde Flucht, als ob sie einer Gefahr enttrinnen wollten. Die Hirten kamen nach Flurs mit der Nachricht, daß der Berg Conto sich bewege. Ihre Warnung fand taube Ohren; Niemand glaubte daran.

In den Straßen der Stadt herrschte reges Leben. Eine Hochzeitsfeierlichkeit hatte zwei der vornehmsten Geschlechter mit einander verbunden. Die Freunde darüber warf ihren Schimmer auch auf die unteren Bevölkerungsschichten; die Freigebigkeit des Reichthums hatte über Alle ihr Hüllhorn ausgegossen. Der Himmel selbst schien sich zu diesem Freudentage zu schmücken; die Wolken verzogen sich, und an seinem azurblauen Gewande glänzte gegen Abend die silberne Wondsfidel. Das Awe rief zum Gebet. Auf den Gassen wurde es stiller. Die Katholiken versammelten sich in der Kirche von Sanct Cassian; die Protestanten hielten ihre gewöhnliche Zusammenkunft in einem Privathause. Die Stunde des Verhängnisses war gekommen. Als sich nach dem Jubel des Tages Ruhe, Friede, Stille auf die Stadt senkten, neigte sich auf einmal der Gipfel des Berges Conto. Ein Krachen ließ sich hören, als ob das Himmelsgewölbe selbst einstürze; zugleich senkte sich rabenschwarze Nacht auf die Erde, doch das Dunkel wurde auf Minuten von fliegenden Feuerfäden durchleuchtet. Ein Beheruf, wie der Sterbefeußer einer ganzen Welt, erfüllte die Luft, — und mit diesem Beherufe stand der tauendfache Pulsschlag einer ganzen Stadt auf ewig still. Flurs war untergegangen.

Ein Zeitgenosse, der Geschichtsschreiber Fortunat von Sprecher aus Cleven, berichtet: „Von der Gegend von Flurs her tönte ein Donner, ähnlich der Explosion vieler großer Geschütze. Rauch, mit Schwefel und Feuer vermischt, stieg gen Himmel; obchon Cleven eine halbe Stunde von Flurs entfernt liegt, wurde mein Hut vom aufgewirbelten Staube bedeckt.“ Bald darauf stochte der Fluß im Maira-Bett, und die Befürchtung lag nahe, daß beim Durchbruch des Wassers auch Cleven durch Ueberschwemmung untergehen würde. Der Fluß hatte sich bei Flurs zu einem See angestaut, und was etwa unter den Trümmern noch athmete, fand nun in den hereinbrechenden Fluthen den Tod. Wunderbarer Weise aber fraß sich das Wasser langsam durch Schutt und Geröll und fand unter Flurs sein altes Bett wieder. Cleven blieb verschont.

Der Bergsturz war so heftig gewesen, daß einzelne Felsstücke an den jenseitigen Bergabhängen geschleudert wurden und wieder zurückprallten. Der Kirchthurm von St. Cassian wurde über den Fluß geworfen; ebenso eine schwere Marmorplatte, die über dem Thore eines Palastes geprängt hatte.

Nicht Alle, wie die Sage berichtet, fanden ihren Untergang; sechs Personen wurden gerettet, drei Kinder, ein Blödsinniger, eine alte Frau und ein Mann in der Kraft seiner Jahre. Unter den Kindern befand sich der Knabe Polidoro, der Erbe des Schlosses Roncaglia, das allein verschont geblieben war. Aber das Geschlecht Bertemati schlug keine tiefen Wurzeln mehr; es war, als ob der mächtige Stamm auf dem Boden, dem er entwachsen war, verdorren müsse. Gegenwärtig bewohnt noch ein altes Fräulein das Schloß. An den vertrockneten Fontainen des halbverwilderten Gartens, in den reichgeschmückten, aber verlassen Sälen, von der stummen Gesellschaft ihrer Abenbilder umgeben, mag sie noch oft von verunkelter Herrlichkeit träumen.

Flurs wurde nicht wieder aufgebaut; es hinterließ keine Erben, und wenn solche vorhanden gewesen wären, hätten sie nichts, als einen Schutthaufen gefunden. Nach und nach wob die Natur ihr grünes Kleid wohlthätig über die Trümmer der Bewüstung.

Wir fuhrten langsam an der Unglücksstätte vorbei. Unser Conductor dachte nicht mehr an die untergegangene Stadt und summte ein Liedchen vor sich hin. Ich aber mußte immer und immer wieder hinsehen. In dem wild zerrissenen, von Runsen und Wildbächen durchfurchten Thale, wo uns auf jedem Schritte die Arbeit gigantischer Naturkräfte entgegentrat, schien mir jener Ort eine Art heimlichen Friedens zu athmen. Der Berg Conto sah mit seinem grünbewachsenen, abgestumpften Gipfel freundlich auf den Platz nieder, auf dem er so viel Unheil angerichtet. Der Boden war ausgedebnet und zu einem Stück blühenden Culturlandes umgeschaffen. Weinberge wechselten mit Kastanien und Maulbeerbäumen ab, hinter welchen hie und da ein Häuschen hervorlugte. Die wilde Maira schien hier in ihrem jagenden Laufe eine Pause zu machen und es sich wohl sein zu lassen; statt der Granitblöcke, die ihre Ufer das Thal entlang kennzeichnen, tauchen hier grüne Wiesen ihren Saum in klare Fluthen.

Und unter dieser lachenden Oberfläche lag das Leichenfeld einer Stadt! Wie ein Hohn erschien mir der jubelnde Ton einer Lerche, die sich, vom Postwagen aufgeschreckt, in die Luft erhob und ihren Flug gen Flurs richtete. Der Platz entschwand unseren Blicken. Immer weiter drangen wir in die Alpen hinein, die in ihrem Schoße alle Schrecken der Vernichtung bergen, aber auch jene erhabenen Naturbilder aufweisen, die uns mit Andacht und Bewunderung vor der Schöpferkraft erfüllen.



Winter in Westend zu Karlsruhe. Nach einer Gouache von Fritz Kallmorgen. — Siehe Seite 78.
Aus unserer Preis-Concurrenz.

Raddruck verboten.

Der Tausendmarfchein.

Von Heinrich Seidel.

Diesmal wollte ich nun aber wirklich meine Ruhe haben. Ich hatte mit einem ganz kleinen Ostsee-Badeort in Mecklenburg ausgesucht, mitten im Walde, einen von denjenigen, welche noch gar nicht „entdeckt“ waren, wo es außer mir noch keinen Berliner gab. Nebenbei heißt in diesem Lande Alles Berliner, was von außerhalb kommt, und als ich einmal in Warnemünde war, belauschte ich folgendes Gespräch zweier einheimischer Dienstmädchen: „A.: „Hewt Ji all wed?“ (Habt Ihr schon welche, nämlich Badegäste.) B.: „Ja, wi hebben Berliners!“ A.: „Wi hebben of Berliners, äwer uns' sind ut Leipzig!“

Kann man sich unter diesen Umständen über die ungeheure Verbreitung der Berliner in den Sommerfrischen und Badeorten noch wundern? Wenn man in der Haupt-Residenz, im Juli, in Berlin bleibt; merkt man kaum eine Abnahme der Bevölkerung; nur in den stillen Straßen des Westens fallen einem die vielen Wohnungen mit herabgelassenen Vorhängen auf; aber trotzdem wimmelt es in der ganzen übrigen civilisirten Welt von Berlinern. Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, wo sie alle herkommen; aber seitdem ich weiß, daß es auch Berliner aus Leipzig, Dresden, Stettin, Hamburg und Hannover giebt, da grüble ich nicht mehr. Ich weiß auch, warum besonders in Süddeutschland gerade die Berliner so verhaßt und unbeliebt sind, denn sobald dort irgend ein Mensch mit norddeutschem Dialekt sich maufig macht, ein wenig kraheftig oder laut wird, so ballt der biedere Bauwärg oder Aemmanne seine Faust im Saß und murmelt zwischen den Zähnen: „Schon wieder so ein verflitzter Berliner.“ Die große Mehrzahl aber wirklicher Berliner, welche sich bescheiden und sachgemäß betragen, kommt niemals in diesen Verdacht; dagegen wird auf das Conto Berlin's Alles geschrieben, was aus der ungeheuren Anzahl der Reisenden aus Nord- und Mitteldeutschland sich in fataler Weise bemerklich macht.

Nach dieser kleinen Abweisung muß ich sagen, daß es mir in Dannenhagen sehr wohl gefiel. Es waren wirklich keine Berliner da, auch keine aus Leipzig oder Dresden, obwohl gerade diese letzteren eine seltsame Vorliebe für die See haben und auch die bestbesuchten Oerter zu entdecken wissen. Der einzige „Ausländer“ war ein botanischer Doctor aus Greifswald in Pommern, welchen man fast nie zu sehen bekam, weil er den ganzen Tag in einem benachbarten ausgedehnten Moore hockte, das er für ungemein interessant erklärte. Er wurde freilich mit irgend einer Pflanze in der Hand getroffen, und kam er mit Jemand in's Gespräch, so bewirthete er ihn mit sehr schön klingenden lateinischen Ausdrücken, wie *Utricularia* oder *Osmundia regalis*, und ähnlichen pomphaften lateinischen Pflanzennamen, welche gleichsam mit Vieren vom Bod fahren und gar nicht zu passen scheinen für bescheidene Kräuter. Im Uebrigen war die Welt nicht für ihn vorhanden und sein Gesichtskreis nicht größer, als der Umfang dessen, das er durch seine Lupe sah. Sonst waren da einige Beamte und Lehrer aus kleinen mecklenburgischen Städten, welche sich bei den Bauern eingemietet hatten, um Waldblust und Seebad für ein Billiges zu genießen, und an höhere Cultur erinnerte nur eine junge Dame von ungewissem Alter, die aus der Residenzstadt Schwerin stammte und überall mit einem Skizzenbuche in der Gegend herumjaß und alte krüppelige Bäume, Backöfen, morsche Säune, Schweineställe und andere Dinge, welche still halten müssen, portrairirte. Manchmal war das Dargestellte zu erkennen, manchmal nicht, je nachdem sie Glück hatte. Füge ich nun die allerdings unglückliche Thatsache hinzu, daß in dem ganzen Orte kein einziges Klavier war, so wird jeder Verständige einsehen, daß ich zu beneiden war über die richtige Wahl meines Sommer-Aufenthaltes. Ganz ohne Musik war das Dorf allerdings nicht, denn am Ende desselben hauste ein musikalisch veranlagter Bauernsohn, welcher an stillen Sommerabenden auf einer „Tredfiedel“ (Hand-Harmonika) schöne Tänze spielte, wie „Unsre Kott heit nägen Jungen“ oder „Friederita, Friederita, komm mit mir in's Gras“; aber dies gefiel mir wohl, denn für die Tredfiedel habe ich eine Schwäche, weil sie mich an meine Kindheit und Jugend erinnert und an meinen alten Freund Jochen Lohedanz, welcher auf diesem Instrumente so schön so phantastisch verstand. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der großen Phantasie „Die Räuber“ und daraus des wilden Kampfes mit den Gensdarmen, welcher von meinem Freunde musikalisch dargestellt wurde, indeß er passende mündliche Erklärungen einflöcht. Aus dem ungeheuren Wirrwarr der Töne, welcher das Kampfgewimmel darstellte, schritten im höchsten Discant kurze, quielende Töne hervor, — „das sind die Döschfische!“ sagte Jochen; dann ließen sich im Saß wieder kurze, eindringliche Noten vernehmen, — „nun schießen sie!“ rief er ein. Zuletzt kam Siegesgesang und großes Bacchanale, und dann ward es allmählig ganz still. Jochen Lohedanz zog nun einzig die Windklappe und ließ die Luft aus- und eingehen, wodurch tanschend das Geräusch eines laut Athmenden erzeugt wurde. „Nun schlafen sie schon!“ sagte er dann. Dieser Schluß war einfach und effectvoll und verfehlte nie seine Wirkung. Ja, auf die Tredfiedel lasse ich nichts kommen!

Ich fühlte mich also glücklich in Dannenhagen, und Ruhe und Frieden lehrten ein in mein Herz. Ich lag ungemein viel auf dem Rücken, entweder im Sande gegen einen Dünenhügel gelehnt, sah auf die See oder in die Wolken und dachte an gar nichts, oder im Walde in das weiche Gras gestreckt, blühte durch das feine Geäst und Nadelwerk der Kiefern nach dem blauen Himmel und dachte ebenfalls an gar nichts. Nicht Jeder kann das, aber ich habe das Talent. Ich fühlte, daß ich nach der großen Dehjagd der letzten Monate in Berlin, welche mir manche schlaflos durchgräbelte Nacht gebracht hatten, endlich wieder ein menschenwürdiges Dasein führte. Die Leute, welche heutzutage so viel vom Segen der Arbeit schreiben, wissen gar nicht, was sie thun. Was bringt die hochgeschätzte Arbeit hervor: Krüppel, Kurzsichtige, Idioten, Nerven-Ueberreizung und Schwindel; ein verständig geleiteter Rühlgang aber schöne, blühende Menschen. Jedoch was nützt es, ein Prophet in einer Wüste von Fabrik-Schornsteinen zu sein! Ich wohnte bei dem Krugwirth Krißhan Böh und hatte ein kleines Zimmer nach hinten hinaus, mit der Aussicht auf einen Kartoffelacker und dahinter auf eine Scheunenwand. Die Kartoffeln standen in Blüthe, und das üppig grüne Kraut war über und über mit weißen und violetten Sternen bedeckt.

Ich kenne keinen Anblick, der mehr geeignet ist, das Gemüth zu beruhigen, als diesen; er vereinigt Nüchternheit mit Schönheit, und jeden Morgen, wenn ich meinen dünnen Kaffee schlürfte, ließ ich ihn auf mich wirken und trat dann mit harmonisch gestimmter Seele mein Tagewerk an.

Aber in diesen meinen stillen Frieden kam eine Störung, und zwar allein durch den schönen Mannon, den uralten Unheilsthäter. Ich hatte mit Herrn Krißhan Böh abgemacht, ihn am Ablauf jeder Woche zu bezahlen, zur Vermeidung unliebsamer Irrthümer. Als nun zum ersten Male dieser Termin heranlam, fiel mir ein, daß ich außer einem Tausendmarfchein, welchen ich mir am Tage vor meiner Abreise vom Bankier geholt hatte, nur noch wenige Pfennige besaß. Heute kann ich nur über die Naivität, — um nicht das schöne deutsche, aber ehrenrührige Wort Dummheit zu gebrauchen, — lächeln, mit welcher ich Krißhan Böh fragte, ob er mir einen Tausendmarfchein wechseln könne. Zuerst sah er mich eine Weile sprachlos an, dann sagte er: „Wiesen S' mal her; so'n Ding hew! noch gornich sehn.“ Er betrachtete die Banknote sorgfältig von vorn und von hinten, hielt sie dann mit gestrecktem Arme weit von sich ab und sagte in einem Tone, gemischt aus Verachtung und Bewunderung: „So'n Lappen Papier, dat sind nu dusend Mark. Dat's dull!“ Dann rief er laut: „Fru, kam mal rin, kam blos mal rin!“ Die Frau mußte nun auch dieses papierene Wunder anstaunen, allein sie that dies sichtlich mit einem Bröschel von Mißtrauen: „Giff't denn of so'ne Dinger?“ fragte sie. „Wenn he man gellt!“ Das verwies ihr aber der Mann, indem er sagte: Na, de Herr ward doch nich!“ Aber mit dem Wechseln war es nicht. „Dat kann il nich, Herr.“ sagte Krißhan Böh, „dat kann hier Keiner in de ganze Gegend. Wer hett woll so vel vor Geld up'n Hümpel! Mäglich, dat se dat in Kistod tänen, wat de groten Kopplid sind; äwer hier? Neec.“

Meine Rechnung konnte ich nun allerdings nicht bezahlen, und außerdem wurde ich, wie es mir schien, mit Mißtrauen betrachtet. Ich verwünschte meine Thorheit, daß ich nicht Gold mitgenommen hatte, sondern in einem Anfall von Gedankenlosigkeit diesen, mir in einer nur von wenigen bescheidenen Holzschläger- und Bädner-Dörfern durchbrochenen Wald-einsamkeit gänzlich nutzlosen großen Schein. Mit diesem Stück Geld in der Tasche, mußte ich ja entweder betteln oder verhungern in einer solchen Gegend. Außerdem besaß ich nur noch neun Pfennige. Dafür gab es ja nicht einmal ein Glas Bier. Ganz zerrnichtet, begab ich mich in den Wald, und als ich da in der Einsamkeit zwischen den großen Kiefernstämmen einherwandelte, kam mir das Humoristische meiner Lage zum Bewußtsein, daß ich lachen mußte. Nach einer Weile begegnete mir der Botaniker, welcher vor lauter Glück einen ganz rothen Kopf hatte. Er hatte zum ersten Male in seinem Leben eine weiße Spielart des Tausendguldentrautes gefunden, und sein Herz jauchzte. „Das ist gewiß sehr interessant.“ sagte ich, „aber tausend Mark liegen mir augenblicklich mehr am Herzen; können Sie mir die vielleicht wechseln?“ Er machte so ein verblüfftes Gesicht, daß ich lachte und weiter ging. In der Dämmerung kam ich wieder in das Dorf zurück, und da fiel es mir auf, daß mich die Leute so sonderbar anfaben und, wenn ich vorüber war, die Köpfe zusammenstreckten. Auch in der Krugwirthschaft, wo ich wohnte, herrschte eine schwüle Stimmung. Die Leute waren so merkwürdig einfüßig, und als ich mein Abendbrod verzehrte, studirte Krißhan Böh in einem Zeitungsblatte und warf zwischendurch sonderbar prüfende Blicke auf mich. Die Aufklärung sollte noch am selben Abend kommen, denn als ich früher, als gewöhnlich, mich in mein Zimmer begab, hörte ich ein Gespräch zweier Dienstmädchen, welche sich über den Jaun weg unterhielten. Zwei Tage etwa vor meiner Ankunft in Dannenhagen war in Reubrandenburg bei einem Fleischer, der am nächsten Tage eine Zahlung zu leisten hatte, ein Einbruch verübt worden, wobei außer einem Tausendmarfchein noch dreiundzwanzig Mark fünfzig Pfennige in Silber gestohlen worden waren. Der Thäter war vernünftlich ein Berliner Einbrecher, der auf Gastreisen sich in die Provinz begeben hatte. Mein Entschluß stand sofort fest. Obwohl meine Unschuld bald genug an den Tag kommen mußte, so wollte ich mich doch nicht greifen und einperren lassen, und dieses Schicksal stand mir nach meiner Ansicht unwiderrüßlich bevor, wenn ich blieb.

Ich legte mich angekleidet auf das Bett, vermochte jedoch nicht zu schlafen, sondern horchte auf alle Geräusche der Nacht und grübelte zwischendurch über meine verdrießliche Lage nach. Kaum ließ sich das erste dämmernde Morgengrauen bemerken, so stieg ich leise aus dem Fenster, schlich mich durch die blühenden Kartoffeln, Kletterie über den Zaun, und einen Augenblick später war ich schon im Walde. Die Stadt Kistod war etwa vier Meilen entfernt; noch vor Mittag konnte ich dort sein, wenn ich mich nicht verirre oder sonst Zeit verlor. Ich hatte mir den Weg gemerkt, auf welchem ich gekommen war, und schritt eilig vorwärts, während es allmählig hell und heller wurde und die Stimmen des Waldes erwachten; aber für den herrlichen Morgen, welcher jetzt seine ersten Sonnenstrahlen in die Wipfel der Bäume warf, hatte ich keinen Sinn. Für mich galt es nur, die Ribniz-Kistoder Chaussee zu erreichen; da konnte ich nicht mehr irren, und wenn ich erst in Kistod war, da hatte alle Noth ein Ende. Durch meine Papiere konnte ich mich legitimiren; dort war ich im Mittelpunkt der Cultur, dort gab es Banken, dort konnte ich meinen, in der Wildniz ganz nutzlosen Tausendmarfchein zum Fliehen bringen und in allerlei köstliche Dinge verwandeln. Aber der vertraute Wald wollte kein Ende nehmen. Ich hatte endlich die ungemein lange Schneise erreicht, welche gerade auf den Krug „Zur Stadt Kistod“ zuführt, und diese lag schier endlos vor mir, wie ein Weg in die Ewigkeit. Ich hatte in der Nacht nicht geschlafen und am Morgen nichts gegessen. Das giebt Hunger, denn was man an Schlaf einbüßt, muß man durch Essen ersetzen. Aber vielleicht bot mir der Wald etwas. Ich fand auch einige Himbeeren in einer Lichtung, gerade genug, um den Hunger erst recht scharf zu machen. Dabei entdeckte ich ein Grassäcken-Nest mit Jungen. Die Alten saßen, jedes mit einem Käupchen im Schnabel, ängstlich zerpens in der Nähe. „Glückliche Thierchen.“ dachte ich, „euch ist der Tisch überall gedeckt, obwohl ihr keinen Pfennig besißet, und wenn es euch hier nicht mehr gefällt, so schwingt ihr euch mit leichtem Flügel in das schöne Land Italia und weiter. Ich armes, bellagensewerthes Opfer der Cultur aber, ich muß hungern, obwohl ich die Mittel in der Tasche trage, tausend Menschen zu sättigen.“

Ich zog meine große Banknote hervor und betrachtete sie mit Abscheu und Verachtung: „Lappen!“ rief ich, so eindringlich ich konnte. Dann ballte ich sie in einem Anfall von Jörn zusammen und schleuderte sie in einen Graben. Als ich auf diese Art meinen gerechten Gefühlen Luft ge-

macht hatte, suchte ich sie eiligst wieder auf, glättete sie sehr sorgfältig und steckte sie behutsam in meine geheime Brusttasche. Mir ging es, wie Robinson, als er auf seiner einsamen Insel den Goldklumpen fand, welcher ihm zu nichts nütze war. An der Chaussee nach Kistod, welche ich nun bald erreichen mußte, lagen die angenehmsten Landstrüße, aber für mich waren sie nutzlos, denn für meine neun Pfennige gab es nichts, als höchstens einige Schnäpfe. Sollte ich meine Hand zum Betteln in den Bauerhäusern ausstrecken? Nein, lieber wollte ich Hunger und Durst ertragen, so lange es anging. Ach, ich malte mir schon aus, wie man meinen verarmten Leichnam im Chausseeegraben finden würde, und sah den Zeitungsartikel über diesen traurigen Fall deutlich vor Augen. Endlich erreichte ich den Krug „Zur Stadt Kistod“, welcher am Ausgang der Heide verlockend an der Chaussee lag. Es wehte ein Duft von etwas Gebratenem aus ihm hervor. Vorüber, vorüber!

Nun hatte ich noch zwei Meilen Chaussee bis nach Kistod, und die Julisonne brannte herzhaft. Zum Hunger gefellte sich der Durst, allein was konnte es helfen? Nur immer vorwärts! Noch nie in meinem Leben hatte das idyllische Glück, in einem Landstrüße einzufahren, mit so glänzenden Farben mir vor Augen gestanden. So war ich eine gute Stunde weiter marschirt und war mit seufzendem Herzen auch am Krug „Zur Stadt Ribniz“ vorübergegangen, als ich mich in der Gegend kurz hinter Döschendorf zufällig umblickte und einen Reiter bemerkte, welcher im Galopp hinter mir herjagte. Sollte man mich verfolgen? Möglich war es, ja sogar sehr wahrscheinlich. Flucht war aussichtslos, und so blieb mir nichts übrig, als mit den Gefühlen eines Hasen, der, mit angezogenen Ohren in eine Furche gedrückt, seine Verfolger herannahen hört, weiter zu wandern. Dabei schwenkte ich harmlos zuweilen meinen Wanderstirn und begann, den Tod im Herzen, ein heiteres Lied zu pfeifen. Immer näher hörte ich das Schlagen der Hufe auf dem Sommerwege, dann das Schnaufen des Pferdes, dann ein Klirren, wie von einem Säbel, — und plötzlich sauste ein harmloser Reiterknecht an mir vorüber, eine Wolke von Staub hinter sich lassend. Weg war er, und verschwunden war auch mit einem Male die Beklemmung meines Herzens.

Endlich aber, nach einer siebenstündigen Wanderung, kam ich, früher als ich dachte, noch am Vormittage in Kistod an. Einen behäbig aussehenden Bürger fragte ich nach einem Bankgeschäft. „Ja, da gehen Sie man zu Consul Leisenberg.“ sagte dieser und beschrieb mir das Haus. Aber mein Herz war verzagt, ich ging eine Weile vor der Thür auf und ab und wagte mich nicht hinein; denn ich war durch die Ereignisse ganz verunsichert und erwartete nun neue Verwickelungen von meinem unglückseligen Besißthum. Endlich sagte ich mir ein Herz und trat entschlossen in das Contor. Ein junger Mann trat mir entgegen. „Können Sie mir vielleicht einen Tausendmarfchein wechseln?“ fragte ich, ohne mit der Stimme zu zittern, und legte meine Banknote auf den Zählisch. Der junge Mann warf einen sündigen Blick auf den Schein, griff dann hinter sich und legte zwei Goldrollen zu fünfhundert Mark vor mich hin. Ich nahm dieselben, sagte „Danke schön!“ und verabschiedete mich. Die ganze Geschichte hatte kaum eine halbe Minute gedauert. Welch ein rosiges Licht lag plötzlich wieder auf allen Dingen dieser Welt, und mit wie elastischen Schritten eilte ich zu Friemann, um bei einem guten schwedischen Frühstück und einer Flasche Rothpohn alle meine Sorgen zu vergessen! Noch desselben Tages nahm ich Extrapost und kehrte zum großen Erstaunen der Bewohner von Dannenhagen, welche dergleichen noch nie erlebt hatten, unter dem Schmettern des Posthorns als ein Triumphator zurück.

Seit dieser Zeit nannte man mich hinter meinem Rücken „den reichen Berliner“, obwohl ich leider diese Bezeichnung nicht im Geringsten verdiene, und mein Andenken lebt noch heute in Dannenhagen. Ja, ein Freund, der, nachdem seit damals vierzehn Jahre vergangen sind, dort war, theilte mir einen ganzen Sogenkreis mit, der sich um meine Person und meinen muthigen Reichtum angelegt hatte. Du liebe Zeit, — ich wollte nur, die Leute hätten Recht!

Raddruck verboten.

Die Jungfrau von Orleans bei den Meiningern.

Dachdem die Meiningen mehrere Jahre der deutschen Reichshauptstadt fern geblieben, wohl aus dem Grunde, weil derselben die alten Glanzstücke ihres Repertoires bereits allzu vertraut geworden waren, haben sie abermals ihren Einzug gehalten, ausgerüstet mit neuen Proben ihrer erstaunlichen Einstudirungs- und Decorations-Kunst. Den Anfang machte Schiller's Jungfrau von Orleans, ein Stück, das mit seinem bunten Wechsel der Scenerie, den prunkvollen Gemäthern, den bewegten Kriegs- und Lagerbildern, dem pomphaften Krönungszuge, den Künstlern ein weites Feld für ihre eigenartige Darstellungsweise bietet; und in Allem, was die stil- und zeitgerechten Einrichtungen, die historisch getreuen Kostüme und die geschickte Leitung der Massen anbelangt, haben die Meiningen wieder sich selbst übertrouen. Wie idyllisch reizend die landschaftliche Scenerie im Prolog, wie „echt“ die Königsgemächer in Chinon und Chalons mit ihren prächtigen Gobelins und allem zugehörigen Geräthe; nicht minder schön der Festsaal in Rheims mit seinen blumenumrankten Säulen und den Bogenbögen, durch welche das Licht in feierlicher Dämpfung hereintricht; wie pittoresk namentlich die Straße im alten Rheims mit ihren Giebeln, Erker und Verhüllagen. Und im Gegenjage hierzu die düsteren Felspartien, — davon eine gar so düster, daß sie nur mit Hilfe eines Nacht-Teleskopes nach Gebühr bewundert werden kann, — und die Schauläge der blutigen Kämpfe. Lernen könnten von diesen letzteren Bildern die Maler der modernen Schlachten-Panoramen, bei denen man bisweilen nicht weiß, wo, in der Herstellung des Vordergrundes, die Plastik aufhört und die Malerei beginnt. Mitten auf der Bühne, den Reiter halb unter sich begrabend, ein Pferde-Cadaver, umringt von ächzenden, im Schmerz sich windenden Bewunderten, — ein gewagtes Stück, aber doch so künstlerisch arrangirt, daß kein Gefühl abstoßenden Befremdens aufkommt.

Im genauesten Einklang mit diesen scenischen Einrichtungen steht das Kostüm; nur daß es uns scheint, als sei des Guten an mancher Stelle zuviel gesehen. Bei dem sorgfältigen Studium, das die Meiningen gerade auf diesem Gebiete auszeichnet, unterliegt es ja keinem Zweifel, daß das Kostüm des

Dauphin-Regenten im ersten Akte bis auf das Peinlichste zeitgetrennt ist, aber mit seinem zwischen den Schulterwässern vergrabenen Kopfe macht der erlauchte Herr einen schier bedrückenden Eindruck, der glücklicherweise beim Anblick des noch groteskeren Edelmannes einer fröhlicheren Empfindung weicht. Auch werden ja thatsächlich die Rüstungen der Ritter reichlich geräffelt und geklirrt haben, aber bei der Gesticulation im Dialoge sind doch die Cuiestöne der Armschienen störend, und so hätte man eine frische Delung den Großen des Hofes nicht vorenthalten sollen.

Ueber das Spiel der Künstler muß im Ganzen das alte Urtheil bestehen bleiben. Das Ensemble ist bewundernswürdig, wie aus einem Gusse, aber im Einzelnen läßt sich Mancherlei ansprechen. Die „Jungfrau“ des Fräulein Lindner ist, in Anbetracht der gewaltigen Anforderungen der Rolle, gewiß eine sehr rühmensehrte Leistung, tadellos in den lyrischen Partien, aber das wahrhaft Heldische ist ihr doch versagt. Unter den männlichen Darstellern befinden sich einige, deren Namen weit hin einen guten Klang hat. So Hilmar Knorr, der trefflich den „Dunois“, und Max Grube, der noch besser den „Talbot“ giebt. Eine große Wirkung erzielt dieser Künstler, wenn er, da der abtrünnige Herzog von Burgund vor den sterbenden Talbot tritt, nochmals sich aufrichtet, dem Verhafteten in's Antlitz starrt und dann, wie vom Blitze getroffen, zu Boden sinkt. Aber dieser Herzog von Burgund! Beim Dichter und in der Geschichte heißt er der „Gute“, — der Darsteller macht aus ihm einen Kofetten. Und erst der König! Seine Mutter Thabeau hat ganz Recht, — dieser Knabe gehört nicht auf den Thron. Zum Glück stehen solchen verfehlten Leistungen eine große Reihe besser durchgeführter Rollen gegenüber, und in den kleineren Partien sind einige ganz ausgezeichnet besetzt, sodas das Mißbehagen, das hier und da den Zuschauer beschleichen will, schnell wieder sich verflüchtigt. Wird doch auch dem leiblichen Auge reicher Ersatz gewährt für manchen der Mängel, die das geistige Auge bemerkt.

Alles in dieser Beziehung Gebotene wird übertroffen durch den Krönungszug. Allerdings haben sich die Meinungen, die doch sonst Alles nach Schiller'scher Vorschrift gestaltet haben, hier zwei Freiheiten gestattet, eine wider den Dichter und eine wider das Volk. Schiller schreibt einen „freien Platz“ vor der Kathedrale vor; wir aber sehen eine ziemlich enge Straße, trotzdem doch gerade die Bühne des Berliner Victoria-Theaters „Platz“ genug geboten hätte. Sodann wird unser Blick weniger durch den Zug gefesselt, als durch das Volk, das ihn erwartet und ihn umjubelt. Wie reizvoll aber ist diese Straße aufgebaut, in wie malerischer Gruppen dieses Volk geordnet! Während unten sich die Menge, Hoch und Niedrig, Klein und Groß, in den bunten Trachten durch einander drängt, blicken aus allen Fenstern, von allen Ecken Neugierige auf das Gewimmel hernieder. Auf dem Beischlag eines vornehmen Patrizierhauses hat sich eine ganze Familie mit Kind und Kegel, Ruhmen und Bafen etablirt, — ein Bild köstlichen Humors. Da erschallt von fern Chorgesang, und eine gewisse Ruhe kommt über die Menge; näher und näher ertönt der Gesang, und da — hoch wirbeln die Hüften und Rappen durch die Luft, Tücher wehen, und Blumen über Blumen fallen auf die ernst einherstreichende Jungfrau hernieder. Verstärkt erhebt sich der Jubel, als der König erscheint, und in das Brausen und Rufen mischt sich donnernd der Beifall der Zuschauer, — man weiß nicht mehr, wie weit dieser Tumult der Begeisterung nur Schein der Wirklichkeit auf der Bühne ist, und wie weit er dem mit elementarer Gewalt fortgerissenen Publicum entströmt.

Dieser „Krönungszug“ verdrängt gänzlich gegen die alte Tradition. Man ist in Berlin gewöhnt, den festlichen Zug selbst in großer Ausdehnung und mit grandiosem Pomp der Kostüme, das „Volk“ aber als eine kümmerliche Stoffage behandelt zu sehen. Wie wird das kalte Schaugepränge in den Schatten gestellt durch diese überraschend gelungene Veranschaulichung des echten, ungezügeltten Volksjubels!

E. Sch.

Rathend verboten.

Die internationale Ausstellung für Volks-ernährung und Kochkunst im Krystall-Palast zu Leipzig.

Siehe das Bild von Ewald Thiel, Seite 72.

Während es in Deutschland, wie in der ganzen Welt, der Kochkunst-Ausstellungen schon viele gegeben hat, wurde in Leipzig zum ersten Male der Versuch gemacht, mit einer solchen eine Ausstellung für Volksernährung zu verbinden, d. h. die Massenbereitung guter und billiger Nahrungsmittel und die hierzu gehörigen Apparate und Maschinen vorzuführen. Wie Professor Dr. Franz Hofmann, der Director des hygienischen Instituts der Stadt Leipzig, in seiner Eröffnungsrede betonte, liegt eine Hauptursache der unzureichenden Volksernährung von heute in der großen Ausdehnung der Städte, in der weiten Entfernung der Arbeitsstätten von der Wohnung, infolge deren ganze Bevölkerungsklassen auf einen regelrechten Mittagsstisch verzichten und sich häufig mit dem Genusse von Nahrungsmitteln begnügen müssen, die als geradezu gesundheitschädlich zu erachten sind. Es kommt deshalb darauf an, in den Großstädten Centren für die Massenbereitung guter und billiger Speisen zu schaffen, und hierfür die entsprechenden Fingerzeige zu geben, war eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Ausstellung.

So wies denn dieselbe die mannigfaltigsten Maschinen für die Vereitung großer Speisemengen auf, Sparherde für viele Hunderte von Menage-Teilnehmern, Apparate für Kasiernen, Volksschulen, Krankenhäuser, Fabriken u. s. w. Manche der riesigen Dampf-Kochkessel vermögen in wenigen Stunden eine Mahlzeit für tausend tüchtige Eßer herzustellen, und mit Hilfe besonders zusammengesetzter Fleisch- und Gemüse-Conserven ist es sogar möglich, binnen fünfundzwanzig Minuten ein schmackhaftes Mahl für eine beliebig große Anzahl von Menschen zu bereiten. Ihre Ergänzung finden diese, besonders für die Truppenversorgung wichtigen Kochmaschinen in einer fahrbaren Feldküche, die noch während des Marches in Betrieb gesetzt wird, sodas die ermüdeten Mannschaften gleich nach dem Eintreffen an ihrem Bestimmungsorte mit frisch gekochter, guter Speise versehen werden können. Gleich am Tage der Eröffnung wurde die Gelegenheit geboten, einige dieser Einrichtungen auf ihren practischen Werth zu prüfen. Zwei Bataillone der Leipziger Garnison rückten, feldmäßig ausgerüstet, an, um die in

der Ausstellung fertig gekochten Speisen sich munden zu lassen, und kaum waren sie gesättigt, so traf Ablösung in einer weiteren Compagnie ein, um mit gleicher Zufriedenheit die Probe an den Erzeugnissen der Schnell-Kochapparate zu machen. Während der ganzen Dauer der Ausstellung, — vom 27. bis 31. Januar, — wurden täglich mehrere tausend Personen zu diesen Massenmahlzeiten hinzugezogen, und schwerlich dürfte es in jenen Tagen in der Stadt Leipzig einen Hungerigen gegeben haben.

Neben der Volksernährung waren natürlich die bessere Küche und die wirkliche Kochkunst nicht vergessen, vielmehr in allen ihren Erscheinungen, Haupt- und Unter-Abtheilungen glänzend vertreten. Da sah man fertige und halb fertige Erzeugnisse der feinen und bürgerlichen Küche, zum Theil wahre Wunderwerke in Arrangement und Ausschmückung, Conserven von Fleisch und Gemüse, Delicatessen aller Art, Kräutle, Gewürze, kurz Alles, was zur Ausrüstung der Tafel dient, in verschwenderischer Fülle und in geschmackvoller Anordnung. Selbstverständlich waren auch die der Kochkunst eng verwandten Zweige, die Conditorei und Bäckerei, vertreten, und zwar sowohl mit ihren das Auge und den Gaumen erfreuenden Producten, wie mit allen jenen, an sich unscheinbaren Dingen, aus denen die verlockenden Schöpfungen der Backkunst hervorgehen. Und da zu einem guten Mahle ein guter Tranke unerlässlich ist, so fehlte es nicht an stattlichen Flaschen-Batterien mit mannigfadem Inhalt; selbst der Tranke, der manchem Unvorsichtigen nach fröhlicher Tafel notwendig ist, das Selterswasser, war nicht vergessen. Endlich bot noch die Ausstellung vieles Interesse durch die in allen Systemen vertretenen Feuerungen, Beleuchtungs- und Wasser-Anlagen, die zahlreichen Maschinen für Haus- und Küchenbedarf, die Einrichtungs-Gegenstände für große und kleine Küchen u. s. w.; mit einem Worte, die Ausstellung umfaßte Alles, was zu der Kochkunst in näher wie enger Beziehung steht, in einer Reichhaltigkeit, wie sie bisher auf keiner ähnlichen Ausstellung gesehen worden ist.

Unser Bild zeigt eine Scene vom Eröffnungstage am 27. Januar. Nachdem das sächsische Königspaar und Prinz Georg von Sachsen im sogenannten blauen Saale des Krystall-Palastes begrüßt worden waren und die oben kurz skizzirte Ansprache des Professors Hofmann angehört hatten, machten die hohen Herrschaften einen Rundgang durch die Ausstellung. Wir sehen das Königspaar in dem schönsten Saale des Obergeschosses, der sich durch seine reichhaltige Chocooladen- und Cafes-Ausstellung, sowie seine Conserven-Pyramiden auszeichnete. Auch eine prächtige Ausstellung sächsischer Leinen- und Tafeltücher im Meißener Porzellan-Museum befand sich in demselben Saale; die junge Dame links auf unserem Bilde ist in solches Leinen mit Vieux Saxe-Mustern gekleidet. Den Saal durchwandernd, verschmähen König Albert und seine erlauchte Gemahlin nicht, hier und da von den verlockend ausgebreiteten Herrlichkeiten zu kosten. Freilich mag der Genus kein ganz „reiner“ gewesen sein, denn von unten her drang in das Aroma der jarten Chocooladen-Präparate der derbe Duft von Rödelfleisch, Erbsen und Sauerkohl, welches kräftige Gericht die Soldaten des 106. Infanterie-Regiments sich trefflich munden ließen.

L. M.



Rathend auch im Einzelnen verboten.

Winter in Weßend zu Karlsruhe. Von Fritz Kallmorgen. Siehe das Bild, Seite 76. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung. — Sie haben ganz Europa durchwandert, Herr Professor, und die Merkwürdigkeiten von Land und Leuten in einem großen Bande geschildert. Nun rathen Sie uns, wo es sich gut wohnen läßt! Das Berliner Klima bekommt unseren Kleinen schlecht, auch wird es zu geräuschvoll, zu weltstädtisch um uns her. Unser Ideal ist eine deutsche Mittelstadt, landschaftlich schön gelegen, nicht gar zu sehr aus der Welt, mit tüchtigen Schulen, einem guten Theater, einigen Museen oder Kunst-Galerien, natürlich nicht allzu theuer. . . .

Halten Sie ein, verehrte Frau! Ich glaube bereits Ihren Geschmack zu kennen. Aus Berlin wollen Sie flüchten, — da darf ich Ihnen Breslau, Hamburg, Dresden, Leipzig, München, Köln oder Magdeburg auch nicht empfehlen, theils ihrer Größe, theils ihrer Lage und ihres Klimas wegen. Der Osten und Norden ist überhaupt nichts für Sie! Im Süden dagegen wird Ihnen, der geborenen Spreer-Athenerin, vielleicht Manches, — wie soll ich sagen! — zu gemüthlich, zu naturwichtig erscheinen; an die mächtigen steinernen Rathstrüße, die Kodenjaden, die starken Restlaute und andere Eigenarten unserer süddeutschen Landsteute muß man einigermaßen von Klein auf gewöhnt sein. Wie wäre es dagegen mit Thüringen? Wie mit einer der kleinen mittel-deutschen Residenzen, Gotha, Dessau, Koburg oder Weimingen?

Diese Städte sind wohl zu klein; nur der Hof soll dort eine Rolle spielen, und ganz möchten wir doch noch nicht aus der Gesellschaft verschwinden. Sollte der Zug nach Westen uns kein geeigneteres Buen Retiro erschließen?

Ich hab's, ich hab's, Verehrteste! Die Hauptstadt des besegneten badischen Landes entspricht genau Ihren Wünschen. Sie kennen Karlsruhe noch gar nicht? Eine der neuesten Städte Deutschlands; vor zweihundert Jahren war noch kein Stein davon vorhanden. Von dem großherzoglichen Schlosse als Mittelpunkt strahlt ein Duzend Straßen nach Süden aus, während den größeren, nördlichen Theil der Kreisfläche herrliche Parkgründe und schattiger Hochwald ausfüllen. An den alten, sächerförmigen Stadtplan haben sich neuerdings, namentlich im Süden und Westen, moderne Straßenviertel angefügt. Betrachten Sie gütigst dieses Bild unseres modernen Malers Fritz Kallmorgen: es bietet einen Blick in die Westend-Strasße, zwischen der Kriegs- und Kaiserstrasße. Jede der eleganten Villen hat ihr Vorgärtchen mit Blumenanlagen, Springbrunnen und hübschem Baumenschmuck; hier wohnen die höheren Beamten, die Künstler, Rentner und Finanzleute, die sich, obgleich nur wenige Minuten vom städtischen Treiben entfernt, hier ein vornehm-tüchtiges Heim geschaffen haben. Im Sommer wie im Winter pajaziert die schöne Welt hier auf und ab, gerade wie in der Berliner Thiergarten-Strasße. Die Militär-Anstalt in der verlängerten Westend-Strasße bietet, im Vereine mit dem unmittelbar daranstoßenden Hardtwald, geradezu die Reize eines Schwarzwalddalstortes. Karlsruhe hat ferner alle Vorzüge einer ansehnlichen Residenz, Theater und Kunst-Akademie, Schulen und Verkehrswege, Concerte und Spaziergänge, — für Alles ist trefflich georgt. Dazu die Lage der Stadt in der hochcultivirten Rhein-Ebene, nur eine Stunde von Heidelberg im Norden

und Baden-Baden im Süden, gleich weit von der Nordsee, wie vom blauen Mittelmeere, so recht im Herzen von Europa, fast im Schnittpunkt der Schienenwege zwischen London und Wien, zwischen Paris und Berlin. . . .

Ich brauchte nicht weiter zu sprechen. Die Augen der Dame hasteten voll Interesse auf der schönen Winter-Landschaft. „Wie herrlich muß sich's da erst im Frühling und Sommer wohnen!“ flüsterte sie entzückt. „Wenn's irgendwie geht, dann gehen wir Ihrem Besuche im nächsten Sommer schon in der Karlsrüher Westend-Strasße entgegen!“

Adolf Brennecke.



Berlin. — Die Prinzessin Wilhelm von Preußen schenkte am 29. Januar im Marmor-Palast zu Potsdam einem Knaben das Leben. Der Hauptstabsarzt wurde das Ereignis in üblicher Weise durch das Lösen von zweihundertsechzig Kanonenschüssen angekündigt. Dem Kaiser Wilhelm ist in dem jüngsten Prinzen der vierte Ardentel besetzt; demselben gingen voran die Prinzen: Wilhelm, geboren 6. Mai 1882; Citel Friedrich, geb. 7. Juli 1883; Adalbert, geb. 14. Juli 1884.

— Frau Marie Seebach ist endgültig für das königliche Schauspielhaus engagirt worden. Auch in ihrer eigentlichen Antrittsrolle, der „Claudia“ in „Emilia Galotti“, errang sie großen Beifall. — Ein empfindlicher Verlust ist für die königliche Bühne der Rücktritt des Fräulein Marie Barkany, die am 1. Juni aus dem Verbands des Schauspielhauses scheidet.

Baireuth. — Gegen Zahlung von hunderttausend Mark seitens der Frau Cosima Wagner hat München auf die Aufführung des „Parsifal“ verzichtet, sodas Baireuth nach wie vor im Besitze des ausschließlichen Aufführungsvrechtes bleibt.

Wien. — Pauline Bucca war ersucht worden, zu Gunsten des „Vereins für Wärmestuben“ eine „Akademie“ zu veranstalten, vermochte jedoch, durch contractliche Verpflichtungen behindert, diesem Wunsche nicht nachzukommen. Um aber ihrerseits den wohlthätigen Zweck zu fördern, entschloß sie sich zu einer „Vettelfahrt“, wie sie es nannte, durch die ganze Stadt. Sie ließ sich eine Liste hervorragender Wohlthäter geben, sprach in deren Salons persönlich vor und fand fast überall die beste Aufnahme. Das Resultat der dreitägigen „Vettelfahrt“ war eine Einnahme von dreitausend und vierzehn Gulden.

— Fräulein Stella Hohenfels, die gefeierte Naive des Burgtheaters, debutirte im Bösendorfer-Saale als Vorleserin vor einem Publicum von Kindern. Den Kleinen im Saale, — so berichtet die „Neue Freie Presse“, — mußte Fräulein Hohenfels geradezu als Märchenprinzessin erscheinen. Denn man hatte auf dem Podium einen grünen Wald um die Künstlerin improvisirt, und als da die schlanke Gestalt im hellblauen Kleide sich niederließ und heiter in den Saal blickte, mochten die Kleinen wirklich glauben, die Prinzessin, wie sie in allen Bilderbüchern zu sehen ist, vor sich zu haben. Und als die Künstlerin zu Lesen begann, da ging vollends Entzücken durch den Saal. Die Kleinen lachten laut auf, wenn die Phantasie der Märchendichter sich närrisch geberdete, und dann zog wieder tiefer Ernst über die kindlichen Büge, wenn der Held der Geschichte in irgend ein unabsehbares Abenteuer geführt wurde. Aber auch die großen Kinder gingen tapfer mit, wenn die Vorleserin ihre Zuhörer durch blaue Grotten, sabelhafte Länder, in tiefdunkle Forsten oder in schimmernde Marmoräle führte, immer mit schalkhaftem Humor und bezaubernder Natürlichkeit als Erklärerin im poetischen Labyrinth auftretend. Der Beifallsturm und der freudige Jubel, welche nach jeder Erzählung durch den Saal brauseten, gaben der Künstlerin die Gewißheit, das sie sich die Herzen aller Zuhörer erobert habe.

Budapest. — Im Alter von vierundfünfzig Jahren verschied zu Kaschau die Gräfin Helene von Hadik-Barlöczy, Witwe des vor zwei Jahren verstorbenen Contre-Admirals Reichsgrafen Bela Hadik. Die Letzte aus dem gräflichen Stamme der Barlöczy, war sie durch Entschliebung des Kaisers Franz Joseph „infrisiert“, d. h. mit den Rechten des Mannes ausgestattet worden, um die Erhaltung des Stammes und Vermögens der Barlöczy zu bewirken; sie war „Majoratsherr“ dieses großen Besitzes. Der Geist der Verbliebenen bot eine merkwürdige Vereinigung guter, edler und excentrischer Ideen. Lange Zeit befaßte sie sich mit dem Gedanken, unter den ungarischen Frauen eine Emancipations-Partei zu schaffen; sie war unermüdetlich in der Propaganda für diese Idee und in der Anwerbung von Getreuen; ja, um jeden äußerlichen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern verschwinden zu machen, legte sie selbst Männerkleidung an, und das war um so gewagter, als sie schon in frühen Jahren Anlage zu jener ungewöhnlichen Corpulenz zeigte, durch die sie später auffiel. In ihren Salons sammelten sich um die Zeit ihrer Emancipations-Bestrebungen die politischen und literarischen Berühmtheiten Ungarns. Nach Beendigung des Soupers pflegte sie ihre Gäste in einen Nebensalon zu führen und, ihnen mit gutem Beispiele vorangehend, eine Cigarette anzuzünden. An solchen Abenden sprach sie mit Vorliebe Lateinisch, das sie in Wort und Schrift vollkommen beherrschte; noch in ihren letzten Lebensjahren hatte sie Griechisch gelernt. Ueber alles Lob erhaben war ihr Wohlthätigkeitsstimm, und diesem war es zuzuschreiben, das die Gräfin, die von den gemeinnützigsten Bestrebungen der Freimaurer Vieles gehört hatte, Freimaurerin werden wollte. Sie wandte sich zu diesem Besuche an den Großmeister des ungarischen Johanniter-Freimaurer-Ordens, Franz Pulszky, der ihr jedoch vorhielt, das die Satzungen des Bundes die Aufnahme einer Frau auf's Strengste verbieten. Die energische Frau rühte jedoch nicht; sie wollte um jeden Preis Freimaurerin werden, um dann nach Art der spanischen Frauen-Logen, von denen sie gelesen hatte, ungarische Frauen-Logen zu gründen. Sie erreichte endlich ihren Zweck und wurde Freimaurerin, — das erste und einzige weibliche Mitglied einer ungarischen Loge. Sie wurde all jenen Ceremonien und Gebräuchen unterworfen, welche Profane vor ihrer Aufnahme durchzumachen haben, und sie leistete auf dem Altare, der ihre eigene Handarbeit war, und welchen sie noch vor ihrer Aufnahme dem Bunde zum Geschenke gemacht hatte, den Eid, die Vorschriften des Bundes genau zu erfüllen. Die Angelegenheit wirbelte damals, vor ungefähr zwölf Jahren, viel Staub auf, und es entspann sich innerhalb des ungarischen Freimaurer-Bundes ein heftiger Zwist, der schließlich auch zur Ungültigkeitserklärung der Aufnahme führte. Die Gräfin hinterläßt sieben Kinder, deren Ältestes der fünfundsundzwanzigjährige Graf Endre ist.

Haag. — Ein Verein zur Errichtung von Hochschulen ist hier in's Leben getreten. Nach dem Muster der in Deutschland bestehenden gleichartigen Institute eingerichtet, soll die erste dieser Hochschulen im Frühjahr eröffnet werden.

Brüssel. — In einem auf Schloß Laeken veranstalteten Hof-Concerte ließ sich die Königin Marie Henriette als Harfenspielerin in einem Harfen-Trio von Oberthur, dem bekannten Londoner Harfen-Virtuosen, hören. Die beiden anderen Mitwirkenden waren der Componist selbst und Hasselmans, der niederländische Harfenmeister. Natürlich waren zu dem Concert nur Mitglieder der höchsten Kreise geladen.

Wiederum ist in Belgien eine Löwenbändigerin ihrem gefährlichen Verufe zum Opfer gefallen. Der Schauplatz des furchtbaren Ereignisses war diesmal die „Scala“ zu Antwerpen, wo allabendlich als Schlußstück eine amerikanische Löwenbändigerin, Fräulein Leonda, ihre sechs gebändigten Löwen vorführte. Obwohl sie bereits vor wenigen Wochen bei einer Vorstellung durch einen der Löwen leicht verwundet worden war, ging sie dennoch stets in den Käfig nur mit einer Peitsche in der Hand. So auch neulich wieder. Kaum hatte sie aber den Käfig betreten, als zu Aller Entsetzen ein Löwe auf sie zusprang, ihren rechten Vorderarm ergriff und ihn bis auf den Knochen zerfleischte. Leonda sank mit einem Schmerzensschrei auf die Arnie, doch schnell ermannte sie sich, und es gelang ihr mit Hilfe der zueilenden Beamten, sich aus dem Käfig zu schleppen. Todesstille herrschte im Theater; Leonda, aus dem Käfig heraustrappend, stotterte, dem Publicum zugewendet, noch die Worte: „Es ist nichts!“ dann sank sie bewusstlos zusammen. Hingeeilte Aerzte stellten fest, daß die Verletzungen lebensgefährlich sind.

Paris. — Mademoiselle Schneider, Tochter des Besitzers der Kohlengruben und Eisenwerke von Creuzot und Enkelin des Präsidenten des Corps législatif unter dem Kaiserreich, wird sich mit dem Marquis de Chaponay vermählen. Die Familie Schneider ist ungeheuer reich; allein der Besitz von Creuzot bedeutet ein mehr als fürstliches Vermögen.

Die Akademie der Wissenschaften hat der Madame Furtado-Heine, welche vor drei Jahren in Paris das große Kinder-Hospital gründete und dasselbe aus eigenen Mitteln unterhält, eine goldene Medaille verliehen. Das Hospital ist ausschließlich für die Behandlung armer Kinder beiderlei Geschlechtes, ohne Unterschied der Rationalität und der Religion, bestimmt. Jeden Tag werden darin hundertfünfzig Kinder gespeist, denen man auch, wenn es noth thut, mit Kleidungsstücken aushilft. Die Anzahl der Consultationen betrug im vergangenen Jahre 148,202.

Madame Trélat, Witwe des Dr. Myffe Trélat, hat der Stadt Paris ihr ganzes Vermögen, ein Betrage von etwa anderthalb Millionen Francs, vermacht. Als Tochter und als Gattin eines Arztes hatte sie sich stets lebhaft für das Frauen-Studium der Medicin interessiert und in ihrem Testamente auch den Wunsch ausgesprochen, daß das Legat mit zu Gunsten desselben verwendet werden möge. — Bei der Gelegenheit sei erwähnt, daß die Pariser medicinische Facultät gegenwärtig hundertundachtzig Studentinnen zählt. Dergleichen die Russinnen das stärkste Contingent mit dreihundert, während die Töchter Frankreichs nur in der Zahl sieben vertreten sind. Von den übrigen Studentinnen sind elf Engländerinnen, drei Amerikanerinnen, zwei Oesterreicherinnen, und je eine Dame gehören Rumänien und der Türkei an. Für das Studium der Pharmacie, dem sich in America viele junge Mädchen zuwenden, und das selbst in Belgien bereits einige weibliche Hörer zählt, hat sich an der Pariser Facultät keine einzige Dame einschreiben lassen.

In Saint Denis fand am 3. Februar die Krönung von drei Rosen-Königinnen statt. Der Ursprung dieses Festes wird auf den Dominicaner-Prior Dom Belloy de Froncières zurückgeführt, der im siebzehnten Jahrhundert eine Stiftung begründete, aus welcher alljährlich drei junge, tugendhafte Mädchen von Saint Denis eine Mitgift von sieben- bis achthundert Francs erhalten sollten. Die Mädchen mußten schon vor der Preis-Ertheilung verlobt sein, damit sie nicht etwa bloß der Mitgift halber einen Gatten fänden. Der wahre Ursprung der „Rosières“ ist indessen viel älter, und zwar wird er dem heiligen Medardus, Bischof von Noyon und Herrn von Salency, zugeschrieben. Er soll die Krönung der Rosen-Königinnen eingeführt und die erste Krone seiner eigenen Schwester verliehen haben. Die Erreichung des Preises war damals viel schwieriger, als heute. Nicht nur mußte die Bewerberin um die Krone selbst tugendhaft sein, sondern auch die ganze Familie, sowohl Männer wie Frauen, durch vier Generationen sich durch tugendhaften Wandel ausgezeichnet und kein Mitglied auch nur den geringsten sittlichen Anstoß gegeben haben. So bildete sich in Salency, wofür der Preis bestimmt war, ein richtiger Tugend-Adel aus, und bis zur großen Revolution finden sich bei den französischen Schriftsteller zahlreiche Beispiele für den musterhaften Lebenswandel der Bewohner von Salency. In neuerer Zeit sind die Krönungen von Rosenmädchen in vielen französischen Orten in Aufnahme gekommen; man verlangt indessen nur von den Bewerberinnen selbst den tugendhaften Wandel. Die Preisrichter von Saint Denis hatten unter zwanzig hoffnungsvollen Candidatinnen die drei „allertugendhaftesten“ auszuwählen.

Im Hotel Drouot wurde durch mehrere Tage der Nachlaß der Sängerin Marie Heilbronn zu Gunsten ihrer dreizehnjährigen Tochter versteigert. Der Gesamt-Erlös belief sich auf beinahe 190,000 Francs. Ein Klavier aus der Zeit Ludwigs XV., im Stile Boucher's, wurde für 6000 Francs verkauft, sechs Tapiserien aus derselben Zeit, welche die Wände des Salons der Sängerin geschmückt hatten, für 7800 Francs. Sechshundzwanzig Meter Tapiserie-Bordüren aus dem sechzehnten Jahrhundert erzielten 5700, eine selbst gemalte, reich mit Gold gestickte Bettdecke 2455 Francs; eine kleine Kommode, Epoche Louis XVI., in Marquetrie mit Bronzebeschlägen, 2600 Francs; ein Halsband von neunundfünfzig Perlen 9000 und ein Armband mit Sphingren, Emailen und kleinen Brillanten, welches die Sängerin als „Alopatra“ auf der Opernbühne trug, 1500 Francs. — Die Bijoux von Mademoiselle Dica Petit, welche in einem anderen Saale, aber zur selben Stunde, versteigert wurden, brachten 29,000 Francs.

Die wohl begündete Entrüstung vieler wirtschaftlicher Hausfrauen hat Alexander Dumas durch sein letztes Drama „Francillon“ hervorgerufen. In dem Stücke spricht eine der Personen von einem japanischen Salat und giebt auch gleich das Rezept zu dessen Bereitung. Selbstverständlich merkten sich viele der anwesenden Damen die Ingredienzien, und am nächsten Tage wurde in unzähligen Pariser Haushaltungen ein „japanischer Salat“ hergestellt. Das Rezept im Stücke ist aber leider so unklar, daß sämtliche Versuche mißglückten, und Dumas erhielt einige hundert Reclamationen, in höflicher Form von den Herrinnen, in grober von den Köchinnen. Vor einigen Tagen empfing Dumas sogar einen vornehmen Besuch, die erste Köchin des Präsidenten

Grévy, die Genanes über die Bereitung des ungeliebten Salates erfahren wollte. Die ihr gewordene Auskunft scheint sie nicht befriedigt zu haben, denn ihre letzten Worte an Dumas lauteten: „Wenn Ihre Personen nichts von der Kochkunst verstehen, sollten sie auch nicht darüber sprechen.“

Die Cigarren-Arbeiterinnen von Marseille haben neulich einen Streik erfolgreich in Scene gesetzt. Es handelte sich dabei um keine Lohnerhöhung oder irgend eine sozialistische Agitation, sondern um Beschwerden über die allzu große Strenge der Aufsichtsbeamten in der staatlichen Tabak-Fabrik. Wohl fanden sich in den Versammlungen der Frauen und Mädchen auch sozialistische Agitatoren ein, aber jene ließen sie nicht zu Worte kommen, sondern begnügten sich, ihre Beschwerden ordnungsgemäß zu formuliren und dem Präsidenten zu unterbreiten. Derselbe fand die Klagen der Arbeiterinnen denn auch gerechtfertigt und verhielt sofortige Abhilfe. Am anderen Tage stellten sich auf dem Hofe der Präfectur zwölfhundert „Cigarrenraucher“ in Festkleidung ein, um ihren Dank zu sagen und durch eine Deputation dem Präsidenten einen schönen Blumenstrauß zu überreichen. Der hohe Beamte begab sich selbst unter die Menge und hatte Mühe, sich der stürmischen Freudenbezeugungen zu erwehren.

London. — Interessante Erinnerungen aus der Zeit der Königin Charlotte Sophie von England, Großmutter der Königin Victoria, sollen demnächst veröffentlicht werden. Eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, hatte Charlotte aus ihrer Heimath eine Frau Papendiel als Kammerfrau mit nach England gebracht, und die Aufzeichnungen dieser Dame bilden die Grundlage des Buches, das den Titel führen soll: „Hof- und Privatleben zur Zeit der Königin Charlotte.“ Da Frau Papendiel in sehr vertrautem Verhältnisse zu ihrer Gebieterin stand, werden von dem Buche wichtige Aufschlüsse über jene, an Intriguen reiche Zeit erwartet.

Georg Ebers' neuer Roman „Die Nil-Bräut“ ist durch Ritzsch G. Bell in's Englische überetzt worden.

Ein merkwürdiger Prozeß beschäftigt gegenwärtig das Londoner Civil-Gericht. Im Jahre 1864 war Miß Mary Alcard der Genossenschaft der Sisters of the poor beigetreten, einer der anglikanischen Kirche angehörigen, nach dem Muster des katholischen Ordens der Barnherzigen Schwestern gebildeten Gesellschaft. Den Regeln derselben entsprechend, hatte sie ihr Vermögen, etwa zehntausend Pfund Sterling, der Genossenschaft überwiesen. Nachdem nun Miß Alcard fünfzehn Jahre Mitglied des Ordens gewesen, dessen Satzungen übrigens sehr streng sind, schied sie 1879 plötzlich aus, kehrte in das Haus ihrer Mutter zurück und trat nicht lange darauf zum katholischen Glauben über. Nachträglich hat sie nun die Genossenschaft auf Herausgabe ihres Vermögens verklagt, und zwei der ersten Advocaten London's führen ihre Sache. Der Schatzmeister der Schwesterenschaft erklärte bei seiner gerichtlichen Vernehmung, der Orden würde, wie er dies schon früher in einem gleichen Falle gethan, das Vermögen der ungetreuen Schwester herausgegeben haben, wenn er sich dazu in der Lage befunden hätte; da dies aber nicht der Fall sei, stelle er sich auf den formellen rechtlichen Standpunkt.

Miß Kelly Rose Archer, die Tochter des berühmten, vor einigen Monaten verstorbenen Jockeys Fred Archer, ist durch das Testament ihres Vaters Erbin von zwanzigtausend Pfund Sterling geworden. Das von Archer hinterlassene Vermögen beläuft sich auf mehr als das Dreifache der angegebenen Summe; doch ist dieser Ueberschuß an Verwandte und Freunde des Verstorbenen vermacht worden. Der Kammerdiener Archer's, William Bartholomew, in der Sportswelt unter dem Namen „Salomon“ bekannt, erhielt ein Legat von tausend Pfund Sterling.

Der Emir von Afghanistan, Abdurrahman Chan, errichtet eine Art Amazonen-Corps. Im Frühjahr beabsichtigt er eine Rundreise durch sein Land zu machen, und damit ihn hierbei ein Theil seines Harems begleiten kann, läßt er jetzt sechzehn seiner Frauen von einem englischen Stallmeister im Reiten unterrichten und hat für dieselben eigene Reitstämme in Calcutta bestellt. Auch mehrere Prinzen, Minister und Würdenträger, die den Emir auf dieser Reise begleiten werden, lassen einige ihrer Frauen im Reiten unterrichten, sodas sich im Gefolge des Fürsten ein ganzes berittenes Odalisten-Corps befinden wird.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Griffe der Schirme zeigen immer reichere und kunstvollere Verzierungen. Aus Holz geschnitzte Griffe sieht man weniger, meist nur an den Regenschirmen. Während die der Entoutcas und Sonnenschirme bis in's Unendliche in Material und Form variiren. Neben Knäusen und Fingerringen aus Reifener Porzellan befinden sich unter den neuesten Mustern Tambourins aus Gold oder Silber, welche zugleich als Pastillenkapsel dienen, sowie reizende Eisen-Schnitzereien, Sirenen, Dryaden und andere mythologische Gestalten darstellend. (Bezugsquelle: F. Schneider, C. Bernhaldemeister, 29.)



Unter den neuen Frühjahrsstoffen herrscht einstweilen das Carreau, aber im Gegensatz zu den Geweben des Winters in winziger Musterung, von der Größe eines Stecknadelknopfes an, jedoch die Ausdehnung von 1/2 Cent, im Quadrat nicht überschreitend. Diese Gewebe sind meistens feine und grobfadig, zwischen Gamme und Boden die Mitte haltend. Die Farben zeigen sich gedämpft, bisweilen in hellster und dunkelster Nuance eines Tones. Einige Diagonale vertreten wieder das im Vorjahre so beliebte, feine Streifenmuster. Ein ganz neuer und sehr practischer Stoff ist die Halbseide, welche mit dem Seidenglanz Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit der Wolle verbindet. Dadurch, daß die Seidenfaser und der Wollenschlag zwei verschiedene Farben haben, — z. B. Schwarz zu Weiß, Mattblau zu Dunkelblau,

Blau zu Braun, — ergibt sich nicht allein die bekannte, sehr hübsche Changeant-Wirkung, sondern auch eine ganz feine Carreau-Formation. (Bezugsquelle: J. A. Deke, W. Leipziger Str. 67.)

Nach mancherlei Versuchen, die Draperie der Kleider mannigfaltiger zu ordnen, kehrt man immer wieder zu dem seitlichen Arrangement derselben zurück, gleichviel, ob es sich nur darum handelt, den schönen Stoff des Rockes zur Geltung zu bringen, oder ob man diesen noch mit geraden (panneaux) oder kegelförmigen (quillos) Einfaltungen aus Stoff, Passementerie, Perlen u. s. w. garnirt. Diese kleidsame Anordnung macht sich auch an den Ball-Toiletten geltend. Hier schmückt man den durch die gehobene Draperie sichtbar gewordenen Rock oder den Einschnitt mit Blumen, Bändern, Federbüscheln und dergleichen, oder man ordnet den Stoff einfach in eine breite Doppelfalte, die sich von dem Tablier kräftig abhebt.

Für die in vielen Familien bevorstehende Feier der ersten Communion wird es von



Interesse sein, die bei uns üblichen Anzüge mit denen zu vergleichen, welche in Paris von Mädchen und Knaben getragen werden. Von den beiden Communion-Anzügen für Mädchen besteht das eine aus weißseidenem Unterzug und einem Ueberkleid aus feinem Musselin, dessen Rock ringsherum und an den



Seiten je drei schmale, mit Atlasband durchzogene Säume verzieren. Glatte Taille mit bretellenförmiger Saum-Garnitur. Das zweite Modell ist aus dem dickeren Schweizer-Musselin hergestellt und der Rock mit vier Säumen in abgestufter Breite garnirt. Taille und Kermel sind blusenartig eingereicht. Rüsche aus Valenciennes-Spize um Ausschnitt und Handgelenk. Häubchen aus gleicher Spize oder Tüll. Musselin-Schleier und schmales, vorn gekrümmtes Gürtelband. — Der sehr elegante Communion-Anzug für Knaben besteht, wie auch der neueste Gesellschafts-Anzug der Herren, aus schwarzem Serge. Der Kragen des feinen Leinenhemdes, den eine weiße Batist-Gravate schließt, fällt auf eine Weste aus gelblich-weißem Wollstoff.



Das Neueste in Gesellschafts-Handschuhen, die vier- bis fünfzählig zu nicht zu kurzen Ärmeln getragen werden, sind 1 Cent. breite, schwarze Randstreifen aus Leder, mit welchen die den Herren-Handschuhen entlehnte, stark aufliegende breite Raht-Verzierung harmonirt. Besonders hübsch wirken solche Handschuhe in Grau und Modefarbe.

Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Blumen aus Hobelspänen.

Schon vor Jahren brachten wir Blumen aus Hobelspänen, jedoch nur als reliefartige Verzierung für Lampenteller, Kästchen etc. (in Nr. 6 des IX. Jahrganges der Rodenwelt). Nun aber sind es völlig körperhaft wirkende Blumen, die man aus dem scheinbar so spröden Material ebenso, wie die aus Stoff oder Papier, verfertigt. Zu Decorationszwecken sind diese Spanblumen sowohl ihrer größeren Haltbarkeit, als auch der ihnen eigenen, zarten Nuancirung halber entschieden den Stoff- und Papierblumen vorzuziehen, besonders wenn ihnen Atlas oder Blüsch von leuchtender Farbe als Fosse dient. Die Nuancirung entsteht lediglich durch die mannigfaltigen Töne der verschiedenen Holzarten, die vom gelblichen Weiß bis zu einem tiefdunklen, goldig oder rötlich schimmernden Braun variiren. So schattiren z. B. die Hobelspäne des Tannenholzes in einer hellgelblichen Färbung, während das stark gedörrte Holz des Kirschbaumes und das glatte des Apfelbaumes Späne von gesättigtem Braun, das Birnbaumholz lederfarbene und Ahorn solche von zartestem Weiß ergeben. Alle diese Holzarten kann man nach eigenem Ermessen vereint zu verschiedenen Blumen und Blättern verwenden, doch genügt auch schon eine einzige Holzart, um Abstufungen in der Farbe zu erzielen, da der Splint stets heller, als das Kernholz ist. Eine Rose aus Tannenspänen zeigt z. B. jene zarten Uebergänge, welche wir an der natürlichen gelben Rose be-



wundern. Außer den recht fein gehobelten Spänen, welche jeder Tischler liefert, bedarf man zur Herstellung unserer Blumen noch gelbliches und hellgrünes Seidenpapier, — zum Bewickeln der Stiele, in etwa 1 Cent. breite Streifen geschnitten, — etwas Watte, feinen Kupferdraht und

Buchbinderkleister, als Werkzeug sind eine kurze, scharfe Schere und eine Pincette (Blumenzange) erforderlich. Das Ausschneiden der einzelnen Laub- oder Blumenblätter geschieht am besten nach einem

Muster, das man aus Carton nach einer natürlichen Blume herstellt. Vor dem Bearbeiten werden diese Spanblätter zunächst mit Wasser angefeuchtet und dann zum Abtropfen auf weiches Fähpapier oder Seiden ausgebreitet. Die noch feuchten Blättchen sind so biegsam, daß sie sich beliebig formen lassen. Die Blumenblättchen werden, je nach Erforderniß, mehr oder minder tief gerundet, indem man sie in die hohle Hand legt und vorsichtig mit dem Finger hineindrückt. Die Laubblätter werden nur gerade gebogen; beliebig kann man, nachdem sie wieder trocken, ihnen mit

Dinte oder Bleistift Adern einzeichnen. Beim Beginn einer Blume hat man, je nach ihrer Art, entweder ein festes, in Seidenpapier gehülltes Knöpfchen aus Watte oder einige Staubfäden aus entsprechend langen, mit Seidenpapier bewickelten Drahtstücken zu formen und, wie es nebenstehende Abbildung lehrt, an einem längeren, doppelt genommenen Draht, der den Stiel der Blume ergiebt, zu befestigen. Nachdem letzterer spiralförmig mit Papier umwickelt ist, beginnt man mit dem Anlegen der Blättchen. Jedes derselben wird am unteren Ende dick mit Kleister bestrichen und dem für die Mitte der Blume bestimmten Knöpfchen oder dem Staubfäden-Büschel angedrückt. Jedem so angelegten, aus drei, höchstens vier Blättchen bestehenden Blätterkreise klebt man des besseren Haltes wegen eine Rundung aus gelbem Seidenpapier von etwa 2 Cent. Durchmesser unter, welche mit einem Fähpapier

in der Mitte, zum Durchstecken des Stiels, und ringsum mit kleinen Einschnitten versehen wird, damit das Papier sich den Blättern fest anschließen kann. Erst nachdem ein solcher Blätterkreis völlig trocken ist, darf man zum Anlegen des folgenden schreiten; es ist daher rathsam, mehrere Blumen gleichzeitig in Arbeit zu nehmen. Den letzten Blätterkreis stützen die unterzulebenden, gleichfalls aus

Seidenpapier zu schneidenden Kelchblätter. Schließlich wird der Blumenstiel ganz leicht mit Watte und darüber nochmals mit Seidenpapier bewickelt. Das Anstellen der Laubblätter geschieht, indem man auf der Rückseite des Blattes den Drahtstiel durch ein überklebtes Stück

den Seidenpapier befestigt und ihn dann gleichfalls mit Papier umwickelt. Neben den beiden naturgroß dargestellten Blumen und den verschiedenen Einzelheiten zeigen hübsche Arrangements von Spanblumen ein Zierfächer und ein Staubtuchbüschchen. Zu erleben ist ein japanischer Fächer auf einer Seite mit gefalteten dunkel-

rothen Atlas bekleidet, über den sich, vom Stiel ausgehend, ein durch einige Stiche gehaltener Zweig legt; Schleife aus rothem Atlasband. Auf dem Staubtuchbüschchen aus einfachem Korbgeflecht bildet eine flach arrangirte Schleife aus blauem Atlasband den wirksamen Hintergrund für den Spanblumen-Zweig. Die feineren Verfertigerin der vorliegenden Spanblumen hat aus dem zu ihrer Herstellung erforderlichen Material zugeschnittene Blätter für Blumen verschiedener Art, Draht und Seidenpapier, zum Preise von 3 Mark, fertig zur Verfertigung in Couverts zusammengestellt. (Bezugsquelle: C. Frenzel, Straßburg im Elsaß, Spießgasse.)



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mittageffen für die feine und einfache Küche.

- I.
- Grüne Suppe mit Schoten-Purée und Croutons. Recept 1262.
- Kleine Pasteten à la Romaine Recept 1263.
- Karpfen à la Chambord Recept 1264.
- Kapau à la Montgelas Recept 1264.
- Reintier-Räfen.
- Champignons und junge Bohnen. Recept 1265.
- Bombe mit Marasquin Recept 1265.
- II.
- Sauerlohl-Suppe Recept 1266.
- Fisch-Torpedo's mit Mayonnaise Recept 1267.
- Macaroni-Pudding Recept 1268.
- Kalbbrücken. Recept 1269.
- Apfelstrudel Recept 1269.

Recepte.

1262. Pasteten à la Romaine sind ein leicht bereitetes, sehr beliebtes Entrée; zu ihrer Herstellung aber bedarf man eines Pasteten-Eisens, das überall käuflich, aus einer etwa zwei Zoll langen, gerippten Messing-Walze mit hölzernen Stiele besteht. — Ein viertel Kilo Mehl, 1 ganzes Ei, 3 Eigelb und ein Pöfel Provencer-Öel werden mit etwas Milch und Salz zu einem dickflüssigen Eierkuchen-Teig gerührt. Nun läßt man gutes Backfett in einer Gasserole heiß werden, taucht das oben erwähnte Eisen so lange hinein, bis es recht erhitzt ist, zieht es heraus und taucht es etwa bis $\frac{1}{4}$ seiner Höhe in den Teig. Sobald dieser sich ringsum ansetzt, hält man das Eisen noch einmal in das Backfett, und zwar so lange bis der Teig anfängt, sich goldgelb zu färben; dann löst man ihn sorgsam von der Walze, taucht die, sobald sie in dem Backfett auf's Neue heiß geworden, wieder in die Eierkuchenteigmasse und bäckt so die erforderliche Menge der kleinen Pasteten. Die Deckel zu denselben werden in gleicher Weise angefertigt, indem man jedoch das Eisen nur 1 Cent. tief in den Teig stößt. Zur Füllung bereitet man ein Salspicon, das, in verschiedenster Weise zusammengesezt, auch zur Verwendung vorhandener kleiner Reste dienen kann. Alle dazu bestimmten Ingredienzien, wie Kalbsmilch, Hirn, Fisch, Kalb, Geflügel, Zunge, Champignons, Trüffel, werden in feine Würfel geschnitten, beliebig mit soviel weißer oder brauner, dick eingefochter und mit Zitronensaft abgeschärfter Sauce verrührt, daß man eine ziemlich dickflüssige Masse erhält, und heiß in die Pastetenschalen gefüllt. Auch kann man in den letzteren kalte Entrees, Mayonnaise, Apic oder feinen italienischen Salat serviren.

1263. Karpfen à la Chambord. Einen großen Milchkarpen bereitet man auf bekannte Art vor, löst auf einer Seite die Haut in einem viereckig ausgeschlittenen Stück und spickt den Fisch recht fein. Dann belegt man den Boden einer flachen Bratpfanne mit Speckscheiben, thut den Karpfen darauf, bestreut ihn mit Salz, fügt ein paar Zwiebeln, Gewürz, ein Lorbeerblatt und ein Petersilien-Bouquet hinzu, übergießt den Fisch mit einer flachen Rothwein und etwas Essig und läßt ihn, unter öfterem Umwenden, mehrere Stunden mariniren. Eine Stunde vor dem Anrichten kommt der Fisch in den Ofen, wo er fleißig begossen werden und der Speck recht blank glaciiren muß. Auf der Schüssel angerichtet, wird der Karpfen mit der in etwas Wasser und Essig gar gemachten Milch garnirt, zwischen die man, wenn solcher vorhanden, roth-gebackten Fischroggen, auch Caviarbröckchen, legen kann. Der durch ein Sieb gegossene Fischfond wird mit etwas Braunmehl zu einer feinnigen Sauce verköcht und, wenn nöthig, mit Sardellenbutter geschärft; auch kann man, ähnlich, wie bei dem Zander ein weißes, so hier ein braunes Ragout hinzufügen.

1264. Kapau à la Montgelas. Der Kapau wird ausgenommen, gereinigt, drossirt, mit Speckscheiben belegt und recht saftig gebraten. Ist dies geschehen, so trennt man Brust und Brustknochen derart, daß die Flügel und Keulen am Rücken sitzen bleiben, und schneidet das Brustfleisch in feine Scheiben. Hierauf schmeißt man ein gutes Theil Champignons, Trüffel, blaue Kalmilch mit Butter und einigen Schinkenscheiben auf gelindem Feuer, thut 2 Pöfel Mehl, Salz und etwas gestohlenen Pfeffer dazu, giebt gute Bouillon und $\frac{1}{4}$ Flasche Rheinwein hinein und läßt Alles zu einer dicken Sauce verkochen. Nachdem man den Schinken heraus, vermischt das Ganze mit den Fleischscheiben des Kapaus, macht es mit einigen Eigelb bündig und schärft es mit Zitronensaft. Nun füllt man das zurückgebliebene Gerippe mit dieser Masse derartig, daß der Vogel seine ursprüngliche Form wieder erhält, streicht sie oben recht glatt, bestreut sie mit feingeriebener Semmel und Parmesankäse, betränfelt sie mit Krebsbutter, thut den auf diese Weise gefüllten Kapau in eine mit Speckscheiben belegte Pfanne und bäckt ihn im Ofen so lange, bis er eine schöne röthliche Farbe erhält. Man giebt eine Bechamel-Sauce oder spanische Sauce mit Trüffeln besonders dazu.

1265. Bombe mit Marasquin. Man kocht $\frac{3}{10}$ Liter Wasser mit 125 Gr. Zucker, läßt ihn erkalten und vermischt ihn mit 8 Eigelb. Dann rührt man die Masse auf dem Feuer, bis sie sich verdickt, streicht sie durch ein Sieb und schlägt sie kalt und schaumig; zuletzt fügt man $\frac{3}{10}$ Liter geschlagene Sahne und ein Glas Marasquin hinzu. Inzwischen werden der Boden und die Seitenwände einer glatten Eisform mit Papier ausgelegt; hier hinein füllt man obige Mischung und vergräbt die Form, nachdem sie mit einem Deckel geschlossen wurde, tief in Eis, das mit Salz gemischt ist. Da die Masse sehr zusammenfriert, öffnet man die Büchse nach zwei Stunden und fügt, wenn etwas zurückblieb, den Rest hinzu, rührt das Gefrorene gut durch und läßt es noch eine dritte Stunde, bis zum Gebrauch im Eise verpackt, stehen.

1266. Sauerlohl-Suppe. Zu einer recht kräftigen Rindfleisch-Bouillon kocht man, mit guter Butter und in verzinnter Gasserole, je nach Größe der Portion, 1—1 $\frac{1}{2}$ Kilo leicht gewaschenen Sauerlohl, der vollkommen weich werden, aber recht weiß aussehend bleiben muß. Nachdem die Brühe mit $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Liter süßer Sahne und einigen Eigelb abgezogen wurde, thut man den Kohl hinzu, schneidet in Wasser heiß gemachte Frankfurter oder Wiener Würste in Stücke hinein und giebt die Suppe sofort auf den Tisch. Kenner dieses sehr wohlthätigen russischen Gerichtes nehmen dazu noch besonders servirt, ungefügte geschlagene Sahne und geriebenen Pumpernickel.

1267. Fisch-Torpedo's. Ein Drittel fein geriebenes, mit etwas Mustat und Salz gewürztes Kartoffel-Purée vermischt man mit zwei Dritteln feingewiegtem Fisch (beliebige gekochte Reste), giebt 4 Eßlöffel Parmesankäse, ein wenig weißen Pfeffer, Salz, 2 ganze Eier hinzu und formt kurz vor dem Gebrauche von dieser Masse kleine Rollen, die in rothem Backmehl gewälzt, in heißem Backfett ausgebacken und mit einer Mayonnaise-Sauce angerichtet werden. Zu einer Schüssel genügen 125 Gramm Purée auf 250 Gramm Fisch.

1268. Macaroni-Pudding mit Schinken. Ein halbes Pfund Macaroni werden in Salzwasser weich gekocht und zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttet. Hierauf thut man 200 Gr. Butter in eine Gasserole, läßt einige Zwiebeln darin durchschwitzen, nimmt sie alsdann heraus, verrührt die Butter mit 2 Pöfeln Mehl und gießt $\frac{1}{2}$ Liter Sahne dazu. Sobald diese aufgekocht und die Sauce dicklich geworden ist, zieht man sie vom Feuer, verrührt sie, erkalte, mit 6 Eiern und 125 Gr. Parmesankäse. Inzwischen ist eine Pudding-Form gut mit Butter ausgestrichen worden; in diese thut man zunächst eine Schicht der Macaroni, darauf eine dünnere Schicht von fein gewiegtem Schinken oder Pöfelfleisch, füllt, in dieser Weise abwechselnd, die Form und gießt zuletzt die oben angegebene Sauce auf, die, langsam einziehend, die Lücken füllt und die Macaroni bedecken muß. Nachdem der Pudding eine Stunde im Wasserbade gekocht hat, wird er geflürt und eine abgezogene Sardellen-Sauce dazu gerichtet.

1269. Apfel-Strudel (Wiener Recept). Man schüttet $\frac{1}{4}$ Liter Mehl auf einen Backtiich, macht in die Mitte eine Vertiefung und giebt in diese ein Ei und ein walnußgroßes Stück Butter, welche mit einem halben Tassenlopf lauwarmen Wassers gequirlt worden, knetet den Teig zusammen und läßt ihn, mit einem erwärmten Napf überdeckt, $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Stunden ruhen. Während dieser Zeit schneidet man 2 Liter Äpfel in feine Scheiben, marinirt sie mit einem Gläschen Rum und Zucker, auf dem Zitronenschale abgerieben worden, wiegt 125 Gr. gehäutete süße Mandeln, unter denen einige bittere sein können, und reinigt ferner 125 Gr. Sultan-Kosinen oder Korinthen. Nun wird ein Tischuch auf den Backtiich gebedt, der Teig darauf gelegt und mit dem Kollholz ein wenig ausgemangelt; dann aber beginnen ihn zwei Personen in den Händen zu ziehen. Je geschickter die Köchin, um so besser wird der Teig, der wo möglich die Feinheit eines Papierbogens erlangen muß. Ist dies, wenigstens annähernd, erreicht, — wobei natürlich ein Zerreißen vermieden werden muß, — so bestreut man den Teig mit Apfelsüßen Mandeln, Kosinen, nach Geschmack auch mit Citronat und Zimmt, hebt die eine Seite des unterliegenden Tuches hoch und schlägt das Ganze, ohne es mit den Händen zu berühren, zu einer Rolle zusammen, die unmittelbar von dem Tuch in eine untergehaltene flache Bratpfanne oder auf ein mit einem Rande versehenes Backblech geschüttet wird. Mit zerlassener Butter recht fett bestrichen, wird der Strudel in den Ofen gebracht, wo man ihn eine Stunde baden läßt; doch muß öfter nachgesehen und der Kuchen jedes Mal reichlich mit Butter bestrichen werden. Mit Zucker überpudert, kommt der Strudel warm zur Tafel, doch schmeckt er auch kalt ausgezeichnet.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frage.

Vertreibung von Kröten. — Wie lassen sich am besten die Kröten vertreiben, die sich in unserem Keller angesiedelt haben? Frau F. in Frankfurt a. M.

Antworten.

Um Bohnen zu dörren, fadet und schneidet man dieselben, läßt sie einige Minuten in gefalzenem Wasser aufkochen, läßt sie ab, trocknet sie mit einem Tuche und läßt sie in mäßig heißem Ofen langsam dörren. Die gedörrten Bohnen werden in Beuteln aufbewahrt; am Tage vor dem Gebrauche müssen sie die Nacht über in weichem Wasser eingeweicht und in eben solchem Wasser langsam, wie frisches Gemüse, gekocht werden. Sie im Geschmack dem frischen Gemüse vollkommen gleich herzustellen, ist freilich unmöglich; dazu bedarf es des Einmachens in Büchsen. R. A.

Königsberger Klops (Königsberger Recept). — Ein und ein halbes Pfund Rindfleisch, Oberschale, wird geschabt, fein gewiegt, sorgfältig ausgeknet und mit $\frac{1}{2}$ Pfund warmem, zerlassenen Rindermark, einem eigroßen Stück Butter, 2 Eiern, für 5 Pf. eingeweichter Semmel, geriebener Zwiebel, Pfeffer, Salz, einigen Sardellen vermischt. Nachdem man die Masse in der Reibefatte gut durchgerührt hat, formt man davon kleine, flache Klops. Den Abfall des Fleisches kocht man aus, giebt die Brühe, wenn möglich mit Hinzufügung von etwas guter Bouillon, durch ein Sieb in eine Gasserole, thut ein wenig geriebene Zwiebel, ein Stück Butter, den Saft einer halben Citrone, $\frac{1}{2}$ Pfd. Sardellen, fein gewiegt, hinzu und läßt die Klops kurz vor dem Anrichten in der Brühe gar kochen. Nachdem die Klops auf einer runden Schüssel angerichtet werden, zieht man die Sauce mit 1—2 Eigelb auf und giebt sie über das Fleisch. In Königsberg liebt man es, die Sauce mit einer Prise Zucker zu süßen; doch ist dies Geschmackssache, und es müssen in diesem Falle keine oder doch nur wenige Sardellen genommen werden. S. G.

Eier ein ganzes Jahr frisch zu erhalten (30). — Man sammle die Eier im Frühjahr, wenn sie wohlfeil sind, lasse sie nicht über vier Wochen liegen, sondern lese sie, durch's Licht sehen, sorgfältig aus, damit kein verschlagenes oder bebrütetes dabei bleibe, und lege nur die klaren Eier ein. In einen großen Bunzlauer Topf stellt man nun die Eier reihenweise, jedes mit der Spitze nach unten auf; da sie nicht von gleicher Größe sind, so füllt man die Zwischenräume, wo dies nöthig, mit kleinen Steinchen aus, damit kein Ei sich umlegen kann und gedrückt wird. Ist der Topf ziemlich voll, — in einen Topf von unge-

für 40 Eitern kann man ohne Gefahr 5 Schöf Eier einlegen, — so bedeckt man die Eier mit kleinen Stückchen Dachziegel, damit sie sich nicht heben, wenn Wasser darauf gegossen wird. In einem Topfe rührt man nun 1 1/2 Pfd. Steintalk (ungelöschter Kalk) mit 15 Liter Brunnenwasser an, deckt die Mischung zu und läßt sie 24 Stunden stehen, indem man sie alle vier Stunden umrührt, und gießt sie dann langsam über die Eier. Das Wasser muß zwei Zoll überstehen, und bald bildet sich an seiner Oberfläche eine Kruste, wie dünnes Eis, welche den Zutritt der Luft hindert. Aufbewahrt werden die Eiertöpfe an einem kühlen Orte; sie müssen stets zugebedt und ruhig stehen bleiben. Eine Hauptsache ist, daß man seinen Eierbedarf für 12—14 Tage auf einmal herausnimmt, damit die Kruste nicht so oft zerstört wird.
Frau Johanna.

Eier frisch zu erhalten (30). — Schon seit vielen Jahren habe ich für den Winter sehr gute Eier, die ich in der einfachsten Art frisch erhalte. Wir leben während des Sommers auf dem Lande, wo wir eine ziemlich bedeutende Hühnerzucht haben. Vom ersten bis zum letzten Tage des August verbrachte ich in diesem Monat gelegtes Ei, sondern bewahre sämtliche Eier auf einem Eierbrett auf; es ist dies ein Brett mit Löchern, in deren jedem ein Ei stehen kann; dasselbe ist zu 200 Eiern eingerichtet. Ist das Brett voll, so werden die Eier stehend, die Spitze nach unten, in eine Kiste mit ganz trockenem Häfeln gepackt, doch so, daß die Eier einander nicht berühren. So verwahrte Eier halten sich ganz vortreflich. Ich habe oft noch Ende März solche sehr gut gehabt. Nach meiner Erfahrung ist das Gelingen nur von dem frischen, sehr gut getrockneten Häfeln abhängig.
Frau B. M.

Waschlederne Handschuhe (49), weiße, wie auch farbige, behalten ihre ursprüngliche Weichheit oder erhalten dieselbe auch wieder, wenn sie auf nachfolgende Art gewaschen werden: Man schneidet in ein Quantum Wasser, das für die zu waschenden Handschuhe nicht nur zum Waschen, sondern auch zum Reinspülen genügend sein muß, ein Stück gute Kernseife, giebt sodann auf 1 Liter Wasser ungefähr 2—3 Schöflein feines Tafelöl hinzu und läßt diese Mischung auskochen. Die Handschuhe werden sodann in einem Theile der Mischung, die jedoch nicht sehr heiß sein darf, auch mit gewöhnlichem kaltem Wasser etwas gekühlt werden kann, mit einer weichen Bürste, — am besten über die Hand gezogen, — rein gewaschen und dann in dem zurückbehaltenen sauberen Wasser ausgespült. Hierauf werden die Handschuhe, in einem starken Tuche, am besten einem Frotteir-Handtuche, ausgebreitet, einzeln ausgewunden, umgedreht, aufgeblasen und zum Trocknen an eine Schnur gehängt. Nach dem Trocknen werden sie wieder umgedreht und in die Façon gezogen; sie sind geschmeidig, wie neue Handschuhe. — Bei farbigen Waschhandschuhen ist es gerathen, dieselben abgefordert von den weissen zu waschen, da erstere immer etwas ausgehen; deshalb wird es auch vorgezogen, farbige Handschuhe, wenn sie nicht sehr schmutzig sind, nur mit Benzol zu reinigen, da so die schöne braune oder graue Farbe erhalten bleibt.
H. Sch.

Waschlederne Handschuhe (49) werden folgendermaßen gereinigt. Man zieht dieselben über die Hände und wäscht sie in lauwarmem, weichem Fluß-Wasser, in welches 15—20 Tropfen Tafelöl gegossen und gut durcheinander gerührt wurden, mit gewöhnlicher Seife; doch dürfen sie nicht gespült werden, damit sie schön geschmeidig bleiben. Sind die Handschuhe rein, so werden sie leicht ausgedrückt und ausgetrungen, in die Länge gezogen und zum Trocknen aufgehängt. Während sie noch ein wenig feucht sind, dehnt man sie aus.
Magyarin.

Waschlederne Handschuhe (49). — Das beste Mittel, waschledernen Handschuhen ihre ursprüngliche Weiche nach dem Waschen zu verleihen, ist Weizenkleie. Man reibt die Handschuhe, nachdem sie trocken sind, solange in der Kleie, bis sie weich sind, und bügelt sie dann mit einem lauwarmen Eisen.
Langjährige Abonnentin in Wien.

Vereitigung von Citronat. — Die Cedrats (Cedrat- oder Bisan-Citronen), von denen das Citronat bereitet wird, schneidet man in Hälften, entfernt die dickfleischigen Schalen und blanchirt sie so lange in kochendem Wasser, bis sie sich vollkommen weich anfühlen, legt sie hierauf in kaltes Wasser und läßt sie die Nacht über darin stehen. Am folgenden Morgen gießt man das Wasser ab, überfüllt die Schalen nochmals mit frischem Wasser, legt sie beim Herausnehmen aus demselben auf ein reines Tuch, trocknet sie ab und thut sie in einen Raps. Inzwischen kocht man auf je 1 Pfd. Frucht 1/2 Pfd. Zucker, schäumt ihn und gießt ihn abgekühlt über die Schalen, sodas er etwa 2 Finger breit übersteht. Am zweiten Tage wird der Zucker abgegossen, unter Zusatz von etwas in Wasser angefeuchtetem Zucker aufgeschot, geklärt und, erkalte, wieder über die Früchte gefüllt. Am dritten Tage wird dasselbe Verfahren wiederholt, nur muß diesmal der Zucker bis zum dritten Grade einkochen, — d. h. im Kessel runde Blasen, wie Perlen, werfen, — ehe man ihn vom Feuer zieht und dann abermals, erkalte, über die Cedrats gießt. Sind nach Verlauf einiger Tage die Früchte recht vom Zucker durchzogen, so nimmt man sie aus demselben heraus, legt sie zunächst zum Abtropfen auf gewöhnliche Siebe, dann auf die zum Sandiren der Früchte eigens konstruirten feinen Drahtsiebe, überläßt sie so lange stehen bleiben und wiederholt mit Zucker bestreut werden, bis sie sich ganz trocken anfühlen; in Schachteln verpackt, können sie nun lange aufbewahrt werden. In Ermangelung von Drahtsieben nehme man starke Papierbogen und bestreibe diese leicht mit feinem Del.
A. J.

Eine gute Glanzstärke besteht aus 250 Gr. kalt eingerührter Reissstärke mit einem Zusatz von 2 Blatt weißer Gelatine, 3 Gr. weißem Wachs, 6 Gr. Borax. Die Gelatine wird mit 1/2 Liter kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt und unter öfterem Rühren bis zum Kochen erhitzt; dann wird das Wachs hinzugefügt und die Lösung durch ein feines Tuch gegossen. Hierauf giebt man von der anfangs erwähnten Reissstärke einige Köffel zu der Wachs-Gelatine-Mischung und verrührt das Ganze tüchtig. Die übrige Stärke wird mit heißem Wasser aufgelöst und zu derselben erst die bereitete Lösung, dann der in kochendem Wasser verrührte Borax gethan. — Diese Stärke verleiht der Wäsche einen schönen Glanz; doch bedarf es einer tüchtigen Plätterin, die das Eisen ordentlich zu handhaben versteht; auch muß die Stärke, namentlich bei doppelt liegenden Stücken, wie Chemisettes, Kragen, Manschetten u., tüchtig verrieben werden, damit die verschiedenen Lagen gleichmäßig durchzogen werden; sonst lösen sie sich beim Plätten und geben Blasen. Ein Ankleben des Eisens entsteht nur, wenn die Wäsche zu naß, die Stärke nicht in angegebener Art verrieben oder der Holz zu kalt ist. — Uebrigens giebt es auch im Handel ein unter dem Namen „Brillant-Glanzstärke“ käufliches Pulver, das empfehlenswerth, aber theurer ist.
E. L.

Rothe Gröhe (64). — Auf ein halbes Liter Wasser und 1/4 Liter Fruchttaft, — am beliebtesten ist Johannisbeer-Saft allein oder mit Himbeer gemischt, — nimmt man 125 Gr. Reismehl, läßt es in dem Saft ausquellen und fügt, nebst dem erforderlichen Zucker, zuletzt 125 Gr. gute, aufgelöste Stärke hinzu. Ist die Masse auf dem Feuer gar geworden, so gießt man sie in Formen, stüßt sie nach dem Erkalten um und servirt sie beliebig mit frischer, süßer oder geschlagener, mit Zucker und Vanille gewürzter Sahne; auch paßt eine Vanillen-Sauce dazu. Statt des Reismehles kann man auch Maizena nehmen.
E. L.

Ameisen in Wohnungen (49). — Ich hatte einst auch in ländlicher Wohnung, in einem schön gelegenen Gartenzimmer, unter Ameisen zu leiden, die mir jede Freude an dem prächtigen Zimmer mit seiner entzückenden Aussicht verderben. Da gab mir ein erfahrener Herr ein Mittel an die Hand, bei dessen Anwendung ich Zeuge folgenden interessanten Vorganges wurde: Ich hatte Pottasche im flüssigen Zustande mit ausgelassenem

Honig zu einem Brei mischen müssen, diesen in keine Untertassen gefüllt und letztere an diejenigen Stellen des Zimmers gestellt, in deren Nähe die Ameisen ihren Eintritt in das Zimmer zu nehmen pflegten und ihre Reibemärche begannen. Kaum waren die Gefäße aufgestellt, als einige tolle Plänker der Ameisen-Armee die Wände der Tassen erkletterten und den Brei zu kosten begannen. Derselbe mundete ihnen und sie gaben sich dem Genuße ganz hin; bald folgten andere Ameisen nach, schließlich immer mehr, bis sich ganze Scharen um die Gefäße concentrirten. Das Verderben aber nahte bald; den Leckermäulern traten große Tropfen aus dem Munde, und sie legten sich sterbend auf die Seite. Die Nachfolgenden sogen diese Tropfen begierig auf, und da sie ebenfalls alsbald starben, so waren bei meinem Wiedererscheinen am anderen Morgen, — in vierundzwanzig Stunden, — die Bewohner eines ganzen Ameisenhaufens getödtet. Es schien auch die Brut eingegangen zu sein; denn nach Anwendung dieses Mittels ist nie eine Ameise wiedergekommen.
P. v. d. L.

Ameisen (49) verabscheuen den Geruch saurer Fische, und sie entwöhnen schleunigst, wenn man ihnen einen solchen in den Weg legt. Freilich hat das Mittel auch für Menschen kein unangenehmes.
F. in F.

Waidmaschine (64). — Eine empfehlenswerthe Waidmaschine ist die, welche aus einem cylinderförmigen, mit Zinkblech ausgelegten Holzkasten besteht, und in welcher die Wäide zwischen Mantel und Trommel, — aus langliegenden Holzstäben hergestellt, — hindurchgeht. Beim Drehen der Trommel lassen die abgerundeten Stäbe das Wasser ab- und zufließen; auch fällt, da der Mantel auf dem Zinkkasten etwas erhöht steht, der sich beim Waschen lösende Schmutz auf den Boden und bleibt dort liegen. Die Construction dieser Maschine ist einfach und practisch, bei Weitem jener anderen vorzuziehen, bei der die Wäide nur gegen die Rückwand des Kastens gedrückt wird.
L. D.

F. in F. — Holenlecker wird warm angestellt.
P. L., Kaiser Comitat. — Der Gebrauch der pneumatischen Kammer ist durch Inubinationen nicht zu ersehen, da bei Benutzung der letzteren die Luft hauptsächlich darauf beruht, daß die Luft, je nach Erforderniß, zusammengedrückt oder ausgedehnt wird; auch läßt sich eine solche Kammer privatim nicht herstellen.

E. G. in B. — Zur Erlangung von Penfens- und Hotel-Arbeiten für eine italienische Reise empfiehlt sich mehr, als jede Privat-Angabe, die Beschaffung der neuesten Ausgabe von Bader's Reise-Handbuch, der über alle Verhältnisse, den verschiedensten Antrieben, Reisen, Ausflügen, auf's Beste orientirt. Die Bearbeitung von Goussier für Weibens, Weibens u., die früher durch das Stangen'sche Reise-Bureau erfolgte, hat aufgehört.

H. G. in W. — Das Thema läßt sich in einem Unterhaltungsblatt auch nicht ausdehnen, sondern behandeln. Wie empfehlen Ihnen Bader's „Geschichte der technischen Künste“ (Stuttgart, Spemann, die Victoria N. 2).

H. und A. in Magdeburg. — Ueber das Darbringen von Blumenbüden für Büchsenmacher giebt es keine Vorschriften. Dem guten Geschmack werden die überreifen Bouquets und Kränze, die riefen Vereen und Glühwürmchen aus Blumen stets anstößig sein; aber den Verden des Theaters ist das „Gemüthe des Kubines“ in jeder Form wohlgefällig. In vielen großen Theatern ist übrigens das Ueberreichen solcher Zweigen vom Zuschauertraume aus nicht mehr gestattet und damit diesem Kurus, der ja nicht selten nur probatorisches Aufsehen beabsichtigt, vorgebeugt.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.) Die Fests-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Fests (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fests-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen,

Falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einwöchige Renonvance-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Operngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserations-Auftrag dauert.

Die Schönste und vollständig correcte Ausgabe von Robert Schumann's Werken ist die der **Collection Litolf** — was jeder Vergleich bestätigen wird. Man lasse sich deshalb diese Ausgabe in den Musikalienhandlungen vorlegen. Catalogue gratis und franco. **H. Litolf's Verlag in Braunschweig.**

Schönstes Gelegenheitsgeschenk in Familientreisen. Auch als hübsiges Confirmationsgeschenk sehr geeignet.



Broschen und Manschettenknöpfe mit originalen Portraits nach jeder Photographie im completten Gebrauch in eleganter Silber-, Silber- und Goldfassung. Embroider im „Basar“, „Hirs-Haus“ u. Welche Mutter trägt nicht mit Vorliebe das Portrait ihres Lieb- lings, welche Tochter nicht das der Mutter, des Vaters, des lieben Bruders? Ferner embleme Christus- und Marienbroschen (für Confirmandinnen). — Preislisten gratis und franco. **Theod. Tschentscher, phot. artist. Kustalt, Königshütte C. Z.**

Smyrna-Knüpff-Arbeiten. (Kissen, Polster, Toppiche etc. auf Canvas) der Würzener Toppich- und Velour-Fabrikon Act.-Ges. (Provisorköniges Fabrikat.) In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeug und color. Muster mit oder auch ohne Anfang, 37 gezeig. geschützte Muster nebst Preiscur, und Anleitung franco auf Verlangen. Zu größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sammtl. Material. **Würzener Smyrna-Wolle** (45 Farben vorräthig), vorzügl. Qualität, auch separat, kleinteilig. **Wiederverkäuern hoher Rabatt.** **Hilfsvertrieb: F. A. Schütz, Königl. Hoff., Berlin W., Friedrichstr. 79.** (Toppiche und Möbelstoffe.)

Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Mästerchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräufelt sofort zusammen, verloscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spektiv wird und dricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegenfatz zur echten Seide nicht kräufelt, sondern krümmt. Berührt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke tollfrei in's Haus ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich.

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

„Monopol-“ Seide

Auszug der Analyse
des Herrn Dr. C. Bischoff, vereid. Chemiker der Kgl. Gerichts in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qm.	Feuchtigkeit	Asch.	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

... Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte „Henneberg'sche Monoposseide“ frei ist von jeder mineralischen Verschwerung, mikrokovisch als ein völlig reines gleichmäßiges Seidengewebe zeigt, und den besten Fabrikalen zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen „produciert werden.“

sig. Dr. C. Bischoff,
gerichtlicher Chemiker zu Berlin.
Berlin, den 4. Sept. 1886.

Nur direct und nur echt, wenn auf der Raute eines jeden mötre eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL-“**. Muster umgehend.

G. Henneberg's
Seidenstoff Fabrik-Dépôt
Königl. & Kaiserl. Hoflieferant
Zürich

Im Verlage von Rud. Hafer & Co., Stuttgart, erschien:
H. Waldemar, Hörsers Erbe.
Eine spannende und treffend geschriebene Erzählung aus dem Waldleben.
Rein geb. M. 2.50, in Umschl. brosch. M. 1.75.

Man suche in älteren Briefschaften nach Briefmarkenverw. Welche bezahlt gut **G. L. Leipzig, Arabistr. 18, 2, 1.**

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravur und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Musterbücher für weibliche Handarbeit. Neue Folge. Zweiter Band.

Die Smyrna-Arbeit.

Von Frieda Eipperheide und Clara Marggraff. Mit 121 Illustrationen im Text und 12 in Farbendruck ausgeführten Mustertafeln. — Großes Quart-Format. In elegantem Einbände 11 Mark.

Durch die schnell beliebt gewordene Smyrna-Arbeit wird es unserer Frauenwelt ermöglicht, die schönen Muster, die Farbenpracht und auch die reiche Plüschfläche der orientalischen Teppiche ohne große Mühe und unbequemes Werkzeug durch eigenen Fleiß herzustellen...

Es wird hierdurch das weite Gebiet der weiblichen Handarbeit am einen sehr unterhaltenden Zweig bereichert, und das vorliegende Musterbuch stellt sich die Aufgabe, die Smyrna-Arbeit in ihren verschiedenen Arten zu lehren...

Zwölf in Farbendruck sorgfältig ausgeführte Tafeln sind dem Text als Muster beigegeben, denen nur gute, alte orientalische Teppiche zu Grunde gelegt wurden.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt. Dritter Band.

Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Der reichhaltige Stoff wird zunächst in zwei große Theile getheilt: in die Leib- und in die Hauswäsche.

In den ersten Theil, die Leibwäsche, ist Alles einbegriffen, was im weitesten Sinne sowohl zur Damen- und Herren-Wäsche, als zu der für Mädchen und Knaben gehört...

Der zweite Theil umfasst die Hauswäsche. Diefelbe zerfällt in Bett-, Tisch- und Küchenschüsseln, weichen, gleich den Handtüchern, dem Zeichen, Ausschüssen u. s. w., je ein Kapitel gewidmet ist.

Als Anhang wird ein Verzeichniß aller zu einer vollständigen Ausstattung gehörigen Wäsche-Gegenstände gegeben.

Bei der großen Wichtigkeit gerade der Wäsche für den Haushalt und die Hausfrau, welche in ihrem Feinheitsgrade den Wohlstand der Familie ausgedrückt sieht, darf wohl angenommen werden, daß eine nach allen Seiten erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes sich zahlreiche Freundinnen erwerben wird.

Die Leib- und Hauswäsche erscheint in 8 bis 10 Lieferungen, die je 16 reich illustrierte Seiten enthaltend, in Zwischenräumen von vier bis fünf Wochen zum Preise von je 60 Pfennig ausgegeben werden.

Lieferung I, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden.

Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet. — Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.



J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant Seidenwaaren-Fabrik, Mode- und Manufacturwaaren etc. Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin. (Telephon 1160.)

Schwarzen Stoffen

als: reinseidene Satins merveilleux, Duchesses, Failles françaises, Cachemires — eigener Fabrik — Satins Luxor, Surahs, Armures, Rayés, Quadrillés, Damassés, Damas pékins und Moirés etc., Plüsch, Sammete, Velvets, glatt und gemustert; wollene Cachemires, Cachemires d'Allemagne, Sergen, Armures, Foulés, Soleils, Cheviots, Grenadine perlé für Garnituren und Confection und die verschiedenartigsten neuen Gewebe: Trauer-Crêpes etc.; Volants, Tüll und Spitzen in Chantilly und Spanisch Guipure etc., Spitzenmantelets, Echarpes, Fichus, Rüschen, Tüll und Spitzen mit Perlstickerei und Tabliers, Fächer und Schirmen, Schirme in Seide und Gloria; sowie eine grosse Auswahl von Umhängen und Paletots in den neuesten Fantasiestoffen, in Seide, Plüsch, Sammet und mit Perlen.

Eingang von

Neuheiten in Kleiderstoffen

für die Frühjahrs-Saison.

Proben, Modebilder und feste Aufträge von 20 M. an postfrei.



Vorwerk's Patent-Rock- u. Kleider-Gürt.

Unentbehrlich für jede Dame und Hausfrau ist Vorwerk's Patent-Rock- u. Kleider-Gürt. Derselbe erleichtert ungemein die Anfertigung von Unterröcken und Kleibern und ist bequem und angeschlossen über den Hüften...

Marienburger Geld-Lotterie. Ziehung 26., 27. und 28. April 1887. Gew.: 90 000, 30 000, 15 000, 2 à 6000, 5 à 3000 etc. in Summa 3372 Geldgewinne = 375,000 M. baar. Carl Heintze, Berlin W.

Dresdener Patent-Kinderwagenfabrik. G. E. Höfgen, Dresden-N. Königsbrückerstrasse 75. liefert direct an Private Kinderwagen und Fahrstühle neuester Systeme...

Englische Strickwolle, weiche Kammgarne von unübertreffl. Haltbarkeit, zu M. 2.55 und M. 2.80 per vollw. Pfund. Kameelhaargarn, seidenweich, naturfarbig, 4- und 5fach, à 4,75 per Pfund...

Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche. Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg. Illustration of a woman in a dress.

Clemens Müller, Dresden-N. Nähmaschinen-Fabrik * gegründet 1855. DOMINA & STELLA Nähmaschinen für Haus und Gewerbe.

Strümpfe zum Anweben von Welle, Baumwolle und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommierte Strümpfwarenfabrik von Kreyssig & Sohn.

Echtes Linoleum (Kork-Teppich). Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von Julius Henel vorm. C. Fuchs, k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau.

Jede Dame ist im Stande alte deutsche gepunzte Federarbeiten als schöne Geburtstags- und Gelegenheitsgeschenke herzustellen.

Muster franco. Kleider-, Confections-, etc. Stoffe, Neuheiten, aller Gattungen, nach Maßzahl zu liefern. E. Ahlhelm, Webwarenfabrik, Reichenbach i. Vogtl.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt, direct aus der Fabrik zu beziehen. Abgabe von einzelnen Kleidern zu Fabrikpreisen direct an Private. Die Seidenwaaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.